Die verlorene Seele

Von abgemeldet

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1: Flucht ins Ungewisse	2
Kapitel 2: Eine unglaubliche Vorhersage	12
Kapitel 3: Die schwarze Hexe	21
Kapitel 4: Schwere Vergangenheit	29
Kapitel 5: Fragen suchen Antworten	35
Kapitel 6: Erinnerungen	53

Kapitel 1: Flucht ins Ungewisse

Sie stand da, konnte es immer noch nicht fassen. Langsam spürte sie, wie ihre Beine schwer wurden und sank dann mit dem Rücken zur Wand auf den Boden. Sie zog die Beine an, ihr Blick starr gerade aus. Wie benommen, saß sie eine Weile so da, eine Träne rollte ihr übers Gesicht. Sie hatte es nicht gewusst, hatte es auch nie geahnt. Sie spürte immer noch den Druck von seinen Lippen auf ihren. Als er sie geküsst hatte.. einfach so. Jetzt wanderte ihr Blick von der leeren Wand gegenüber auf ihre Hände. Ja, richtig, sie hatte ja immer noch den Brief in der Hand. Den Brief von ihm.. ganz unten standen die handgeschriebenen, verschlungenen Worte. Ganz deutlich seine Handschrift, sie wusste das, weil sie sich wie so oft sein Hausaufgabenheft ausleihen musste, weil sie im Unterricht nie aufpasste. Wie denn auch? Sie konnte einfach nicht anders, als aus dem Fenster zu sehen, um die Welt zu betrachten. Wie sie sich veränderte, und wenn dann schließlich mal ein Eichhörnchen durch das Laub flitzte oder einen kahlen Herbstbaum entlang lief, freute sie sich und musste unscheinbar lächeln.

Immer wenn jemand sie lächeln sah, dachte derjenige, sie würde an einen Jungen denken und sei verliebt. Aber dem war nicht so, nein, sie war noch nie verliebt. Denn sie hatte nie gelernt, was es heißt, richtig zu lieben. Sie wusste nicht, was wahre Liebe bedeutete. Viele sagten auch, sie sei eine Träumerin und würde etwas im Leben verpassen. Etwa solche die Dinge wie Partys, Alkohol, Sex und andere Dinge die viele Jugendliche als so wichtig ansehen? Dabei sieht man doch eigentlich erst die schönen Dinge des Lebens, wenn man sie genau betrachtet. Wie ein Eichhörnchen, dass den Baum entlang läuft...

Sie nahm den Brief und las ihn nochmal, Zeile um Zeile. Dabei formte sie die Worte mit ihren Lippen, so als wolle sie laut lesen, nur dass ihre Stimme versagte und sie stumm blieb. Schon wieder lief eine Träne über ihr Gesicht. Es konnte einfach nicht wahr sein.. sie verstand das alles nicht. Sie dachte, sie wären nur Freunde, schließlich kannten sie sich schon recht lange.

Doch warum hatte er sie geküsst und was meinte er mit diesen Worten? Diesen Worten, die aus seinem Mund kamen und auf diesem Brief zu finden waren.

„Ich liebe dich“.

Können Menschen einander einfach so lieben und alles wegwerfen wofür sie gekämpft haben und das nur wegen eines anderen Menschen? Was bedeutet „Liebe“ eigentlich? Bedeutet es, dass derjenige für einen sterben würde? Sie konnte sich das einfach nicht vorstellen und wusste nicht, was sie jetzt tun sollte oder wie sie mit so etwas umgehen sollte.

Und warum, warum nur hatte sie ihn nicht aufgehoben als er ging? Warum hatte sie ihm nicht gesagt, dass sie ihn auch liebte? Obwohl, wenn sie nachdachte, eigentlich wusste sie gar nicht, ob man das, was sie für ihn empfand, wirklich Liebe nennen konnte. Er war für sie eher wie ein Bruder gewesen, denn er war immer, wenn sie verzweifelt oder traurig war, für sie da gewesen.

Doch heute, als er so dastand und sie mit seinen entschlossenen, mutigen Augen angesehen hatte, und sie den Blick erwidert hatte, hätte sie schwören können, ihr Herz würde explodieren. So ein Gefühl hatte sie noch nie zuvor gespürt, und als er dabei sagte, was er für sie empfand, war sie wie gelähmt. Sie konnte sich nicht mehr bewegen, keinen klaren Gedanken fassen und es schien als wäre jegliche Zeit still

gestanden.

Sie wusste nicht, warum sie jetzt weinte, eigentlich sollte sie ja jetzt glücklich sein, jetzt wo sie jemanden hatte, an den sie sich binden konnte.

Aber irgendwie hatte sie so eine schlechte Vorahnung, denn sie hatte die Polizei und den Notarzt gehört, als sie an ihrem Haus vorbeifuhren. Hoffentlich war ihm nichts zugestoßen. Oder machte sie sich nur wieder zu viele Gedanken, so wie immer?

Jeder Mensch in ihrem Leben, der sie bisher liebte, ging fort. Wieso? Warum lässt man sie allein? Wieso tut man ihr das an? Das Leben bestraft oft jene Menschen, die völlig unschuldig sind, und jene die so viel Schuld auf ihren Schultern tragen, denen wird diese Schuld abgenommen, freundlich und behutsam zur Seite gelegt und nebenbei klopft man ihnen noch anerkennend auf die Schultern. Das ist einfach nicht fair.

Für einen Moment dachte sie, sie hätte endlich jemand gefunden, doch vielleicht hätte sie ihn nicht gehen lassen sollen, denn jetzt fühlte sie sich auf sonderbare Weise wieder allein.

Einsamkeit, Leere, Schmerz.

Erst ihre Eltern, dann ihr Bruder. Verwandte hatte sie auch keine, sie war also ganz allein. Doch trotzdem hatte sie sich nie beklagt, hatte immer gelächelt und nach außen fröhlich gewirkt. Sie war immer höflich und anständig gewesen und hatte der Welt so viel Liebe gegeben, die sie nur sehr selten, fast gar zu selten, zurück bekam.

Eigentlich lebten ihre Eltern noch, nur nicht bei ihr. Ja, das mag komisch klingen.. aber es ist wahr. Sie sind nicht für sie da. Vielleicht würde ein Anruf reichen, doch sie kannte die Nummer nicht. Sie könnte aber auch bei der Auskunft anrufen, ihre Eltern waren ja beide berufstätig. Doch sie hatte Angst. Angst davor, zurückgewiesen zu werden. Angst davor, verletzt zu werden. Und vielleicht auch Angst davor, geliebt zu werden.

Aber da sie sich nicht noch einsamer fühlen wollte, ließ sie es bleiben. Denn mit großer Wahrscheinlichkeit würde sie dann mit dem Messer öfters ihren Unterarm entlang fahren und es würden größere Narben als Zeichen ihres Schmerzes entstehen. Die bisherigen Narben würden für immer bleiben, sie würden nie mehr verheilen, das wusste sie. Innerlich wie Äußerlich.

Sie wischte mit der Hand die nächsten Tränen weg, stand langsam auf und ging ins Bad. Sie stand vor dem Spiegel und betrachtete sich selbst. Verweinte, schon leicht rötliche Augen blickten ihr entgegen. Augenringe waren zu sehen und ihr Gesicht war so blass, dass sie vor Schreck vor sich selbst, erschrak und somit noch mehr erblasste. Sie legte den Brief auf den Fenstersims und machte den Wasserhahn an. Sie genoss es, wie das Wasser über ihre Hände floß. Sie stellte sich vor, wie das Wasser zu ihr sprach und ihr sagte, sie solle nicht mehr weinen und alles würde gut werden. Doch es würde niemals gut werden, das wusste sie. Nein, das hier war kein Märchen mit Happy-End, sie glaubte einfach nicht an so etwas. Jetzt ließ sie das Wasser von ihren Händen auf ihr Gesicht tröpfeln. Das tat gut, das Wasser kühlte ihre Gesicht, das so heiß von ihren Tränen geworden war. Manche Leute sehen es als eine Schwäche, wenn man weint. Doch oftmals wollen diese Leute nur ihre eigenen Schwächen verbergen, um nicht durch Tränen zeigen zu müssen, sie wären schwach. Sie sah weinen nur als ein Gefühl, das man äußert, wenn man verzweifelt oder traurig ist und eigentlich sind doch jene Menschen, die weinen, stark genug um das zu zeigen, was in ihrem Inneren niemand erkennen kann – Schmerz, Traurigkeit oder sogar manchmal Fröhlichkeit.

Sie machte den Wasserhahn wieder zu und sah aus dem Fenster. Wie schön der Himmel doch aussah, wenn die untergehende Sonne den Himmel rosarot färbte und

diese Farben sich mit dem Blau vermischten. Die Natur ist doch wirklich etwas absolut schönes und nichts bringt mehr Wunder ans Tageslicht wie so etwas. Natürlich ist hier mit „Wunder“ nicht eines der „Weltwunder“ gemeint. Denn Wunder können auch klein sein, wie zum Beispiel einen Regenbogen, einen schönen Sonnenuntergang oder eine klare Sternennacht, bei der man Sternschnuppen betrachten kann. Wenn man diese Dinge einmal richtig betrachtet, da fragt man sich doch manchmal, gibt es noch was schöneres auf der Erde und sehe ich wirklich das, was ich sehe? Oder ist das nur ein Trugbild meiner eigenen Fantasie, weil mir etwas fehlt, worüber ich mich freuen oder etwas womit ich träumen kann?

Auf einmal setzte sich eine Fledermaus auf den Fenstersims und riss Amy somit aus ihren Gedanken. Zuerst dachte sie nicht weiter darüber nach und wendete ihren Blick wieder ihrem Spiegelbild zu. Dann aber dachte sie nochmal nach. Fledermäuse bei Tag?, fragte sie sich. Es dämmerte zwar schon allmählich, aber hausten die denn normalerweise nicht in dunklen, feuchten Höhlen und waren nachtaktiv? Langsam schaute sie wieder zum Fenster, doch die Fledermaus war verschwunden. Na super, jetzt wurde sie schon verrückt, wenn das alles so weiterginge, könnte sie sich auch gleich freiwillig in der Klappsmühle blicken lassen. Naja, vielleicht dachte sie auch wieder zu voreilig, immerhin waren ihre Augen ziemlich verweint und sahen müde aus. Doch eigentlich sollte sie die Sache mit ihm nicht so heftig getroffen haben. Immerhin hatte er ihr seine Liebe gestanden, was war denn schon so schlimm daran? Die Tatsache, dass noch nie jemand diese Worte zuvor zu ihr gesagt hatte und sie somit nicht wusste, was sie damit anfangen sollte? Wie auch immer, sie konnte es sich selbst nicht erklären, aber sie fühlte sich einfach furchtbar elend.

Plötzlich klingelte es an der Wohnungstüre und sie musste ihre Gedanken unterbrechen. Sie wischte ihr Gesicht noch schnell mit dem Handtuch trocken und ging dann hinunter, um die Türe auf zumachen.

„Sind sie Amy Armstrong?“, fragte ein Mann mittleren Alters, der einen langen, hellen Mantel trug. Hinter ihm stand eine jüngere Frau, schätzungsweise um die 25, sie hatte schulterlange, leicht gelockte, blonde Haare und ein schwarzes Minikleid an.

„Ja, die bin ich“, antwortete Amy etwas zurückhaltend.

„Ich bin Mr. West, Kriminalpolizei! Kannten sie einen gewissen Dylan Mason?“, fragte der Mann weiter. Amy erschrak. Also war ihm doch etwas zugestoßen! Aber was wollte die Polizei denn wegen ihm bei ihr? Wie war die Polizei auf sie gekommen? Sie bekam es mit der Angst zu tun. Was sollte sie jetzt antworten? Total durcheinander und unsicher hörte sie sich selbst fragen: „Ja, aber.. was wollen Sie denn von mir?“

Mr. West schaute sich etwas hilfesuchend um, als wüsste er nicht so recht, was er oder wie er es nun sagen sollte, doch letztendlich antwortete er dann mit ernster Stimme: „Dylan Mason wurde ermordet, wir müssen sie leider bitten, uns mit auf's Revier zu begleiten. Wir würden ihnen gerne einige Fragen stellen.“

Ermordet!

Schlimmer konnte es ja nicht kommen! Amy stiegen die Tränen ins Gesicht, sie konnte das einfach nicht glauben. Und schon wieder ging jemand von ihr. Schon wieder machte sich dieser Schmerz, diese Einsamkeit und diese endlose Leere in ihr breit. Sie hasste dieses Gefühl. Sie kam sich dadurch so wertlos und hilflos vor. Aber er war doch noch kurz zuvor bei ihr gewesen, wie konnte das sein? Wieso bestrafte sie das Leben nur so hart? Was hatte sie denn jemals schlimmes getan? Ein Moment lang schwankte sie leicht und Übelkeit überkam sie, doch sie fing sich wieder. Am liebsten würde sie wegrennen, sich hinsetzen oder sich ritzen – ganz egal, irgendetwas das sie

von ihrem inneren Schmerz ablenkte. Auf einmal fiel ihr ja wieder ein, dass Mr. West gesagt hatte, sie müsse mit auf's Revier kommen.

„Sie verdächtigen mich doch nicht etwa?“, fragte sie mit zitternder Stimme. Anstatt eine direkte Antwort zu geben, sah sich Mr. West erneut beunruhigt und verängstigt um, so als habe er Angst, irgendjemand von den Nachbarn könnte was mitbekommen. Doch es war niemand weit und breit zu sehen.

„Sie sind die letzte, die Dylan Mason zuletzt lebend gesehen hatte. Wir werden Sie zuerst verhören, danach werden Sie wohl erst einmal dableiben müssen, reine Routine.“

Dass das keine reine Routine war, konnte sich wohl jeder denken. Amy wusste genau, sie wurde vorläufig festgenommen, wobei die Art wie Mr. West es formuliert hatte, es Amy auch nicht einfacher machte, den dicken Kloß in ihrem Hals runterzuschlucken.

„In Ordnung, warten sie kurz, ich hole nur noch schnell meine Sachen“, sagte sie, ließ die Polizisten eintreten und schloss die Türe hinter ihnen. Dann ging sie den Gang entlang, bog nach rechts in einen weiteren Gang und wieder nach links, in ihr Zimmer. Hätte sie gewusst, dass sie dieses Zimmer das letzte Mal für lange Zeit betreten würde, hätte sie sich wohl nochmal richtig umgeschaut. Wäre vielleicht nochmal in ihr weiches Himmelbett gekuschelt, dass ihr Bruder ihr gebaut hatte. Hätte nochmal in den Schrank geblickt, wo alles wie immer wild und durcheinander rumlag. Sie liebte eben das Chaos. Doch jetzt, als sie das Zimmer betrat, fiel ihr erster Blick zum Fenster. Sie schaute kurz nach hinten, sollte sie es etwa wagen...? Plötzlich griff sie wie in Trance nach dem Rucksack, stopfte das Shirt und die Jeans, die noch auf dem Bett lagen, hinein. Sie hastete hinüber zur Komode, öffnete die dritte Schublade, holte ein Taschenmesser und eine Taschenlampe raus. Dann fiel ihr Blick hinüber zum Nachttisch, auf dem 2 Bilder und ein Amulett, aufklappbar zu einer Spieluhr, standen. Auf einem der beiden Bilder war sie mit ihrer Familie zu sehen, als sie noch kleiner war, auf dem anderen war Dylan drauf. Ihr bester Freund, der jetzt tot ist. Ermordert. Ohne groß weiter darüber nachzudenken, nahm sie die Bilder und das Amulett und steckte sie in den Rucksack. Dann ging sie eilends zum Fenster, klappte dieses auf und schaute nach unten. Ziehlich weit ging es da runter, natürlich... ihre Wohnung lag ja auch im 3. Stock. Amy wandte ihren Blick nochmal kurz nach hinten. Von den Polizisten war keine Spur zu sehen, sie standen warscheinlich immer noch im Gang und warteten. Schließlich drehte sie sich wieder zum Fenster um und überlegte. Sie könnte vom Fenster aus den Sims entlanglaufen bis zum Balkon der Nachbarswohnung, allerdings war der Fenstersims recht schmal... sie musste nur gut aufpassen und durfte die Balance nicht verlieren. Vom Balkon aus konnte sie dann die Regenrinne runter rutschen, das wäre ab da ein Kinderspiel. Nochmal ein Blick nach hinten, es rührte sich immer noch nichts. Dann stieg sie langsam und vorsichtig aus dem Fenster auf den Sims. Sie kippte leicht nach vorne, verlagerte ihr Gewicht aber sofort wieder nach hinten und lehnte sich mit dem Rücken zur Hauswand. Phu, das wäre schon mal geschafft, dachte Amy. Schritt für Schritt tastete sie sich am Sims entlang. Auf einmal fing ein Hund im Hinterhof lautstark an zu kläffen, und Amy spürte für einen kurzen Augenblick, wie der Schreck ihr die Glieder wie in Zeitlupe hochkroch. Dann dachte sie, ihr Leben – oder zumindest ihr Fluchtplan – wäre zu Ende gewesen. Irgendwie ging alles viel zu schnell, als das Menschengen dem Ablauf der Dinge folgen könnten. Durch das ruckartige Umdrehen nach dem kleinen Kläffer verlor sie die Konzentration und somit auch das Gleichgewicht. Sie stürzte mit den Füßen in dem Moment vom Sims, als ein besonders heftiger Windstoß kam. Als wäre das nicht genug, fing es auf einmal auch noch an, wie in Strömen zu regnen. Etwa zur

gleichen Zeit war ein lautes Scheppern und Rumpeln zu hören. Amy schrie laut auf, da sie dachte, sie würde nun in die Tiefe stürzen, doch irgendwie fiel sie einfach nicht. Sie schaute nach oben, wie als Reflex hatte sie sich am Sims festgehalten. Dafür dass sie schon den Fehler begangen hatte, sich nach dem dummen Köter umzudrehn – und auch noch auf dem Sims, bläute sie sich ein – dann war sie wenigstens so schlau gewesen und hatte sich, dank der guten Reaktion, festgehalten. Dann schaute sie langsam nach unten. Ein Stück vom Sims war abgebrochen, der Stein war wohl locker oder auch etwas kaputt gewesen. Auf einmal hörte sie laute Schritte und Stimmen – sie kamen aus ihrer Wohnung. Natürlich, die Polizisten hatten den Lärm, den sie verursacht hatte, wohl gehört. So langsam bekam sie es mit der Angst zu tun, wenn sie nicht bald etwas unternahm, waren die Polizisten schneller bei ihr als sie dachte und ihr Fluchtplan im Eimer. Doch was jetzt? Sie spürte nur, wie ihre Hand schwitzig wurde und ihr Herz laut pochte. Amy rutschte einige Zentimeter mit ihren Händen ab. Sie schaute wieder kurz nach unten und ihr wurde schwindlig. Es ging doch tiefer da runter, als sie zuerst dachte.

„Halt! Bleib da!“, hörte Amy einer der Polizisten rufen.

Verdammt, dachte Amy. Dann rutschte sie plötzlich mit beiden Händen ab und fiel runter in den Hof. Sie lag noch einige Sekunden auf dem Boden des Hofes, spürte einfach überall diesen stechenden Schmerz, in ihrer rechten Schulter, den Knien, sowie auch in den Füßen und ganz besonders schlimm am Kopf. Sie fasste sich mit der Hand an die Stirn und sah wieder auf ihre Hände. Blut tropfte davon runter, dunkles Blut. Irgendwie schaffte sie es, sich unter höllischen Schmerzen aufzurichten. Wie genau, wusste sie allerdings selber nicht. Plötzlich sah sie alles nur noch verschwommen, langsam wendete sie ihren Blick hoch zum Fenster. Dort standen sie, die Polizisten, alle beide, und sahen mit einem leicht verächtlichen, aber auch verwunderten Blick nach unten. Sie wusste, wenn sie jetzt nicht sofort losrennen würde, wäre die Polizei wieder schnell unten und hätte sie eingefangen, denn die Polizisten konnten ganz gewiss schneller rennen als sie... 1. waren sie größer und 2. mussten sie ja schnell rennen können, sonst wären sie wohl kaum Polizisten.

„Bleib stehen! Renn nicht weg!“, rief die Polizistin. Doch genau das löste nur gerade diese Gedanken von Amy aus: Renn, Amy, renn weg! Schnell!

Und schon setzten ihre Beine sich in Bewegung, zuerst dachte Amy, der Schmerz wäre viel zu groß, sodass sie es wohl oder übel nicht schaffen würde, zu entkommen. Doch mit der Zeit spürte sie den Schmerz gar nicht mehr, fast so, als hätte sie sich daran gewöhnt. So schnell sie konnte rannte sie aus dem Hinterhof hinaus, die Gasse entlang, vorbei an dem verfallenen, unbewohnten Haus. Dann nach rechts, sie rempelte eine ältere Frau mit Krücken an. Im Normalfall würde sie sich entschuldigen, schließlich wusste sie, was sich gehörte, doch das war jetzt egal. Einmal stand sie sogar einer Katze auf den Schwanz, sie miaute kläglich. Die arme Katze.. doch wichtig war jetzt nur, wegzurennen. Sie hörte, wie zwei Personen hinter ihr rannten, doch sie schaute nicht zurück. Das wäre nur Zeitverschwendung gewesen, denn sie wusste genau, das konnte niemand geringeres als die Polizisten sein. Eigentlich wusste sie ja nicht mal, wohin sie rannte, sie stürmte einfach blindlings umher, rempelte Leute an, die sie kannte – oder auch nicht kannte - denn eigentlich sah sie sowieso nichts anderes, als die Füße der Leute. Sie wusste ebenso wenig, wieso sie wegrannte. Eigentlich traf sie keine Schuld, ihr konnte doch gar nichts passieren. Sie hatte den Mord schließlich nicht begangen! Doch wieso rannte sie weg? Sie wusste es selbst nicht, sie wusste nur, dass sie sich dadurch noch verdächtiger machte, als sie es eh schon war. Aber das war schon immer so gewesen, immer hatte sie den falschen Weg

gesucht – statt sich einem mal etwas in den Weg zu stellen, rannte sie weg. Sie flüchtete vor sich selbst.

Als sie noch kleiner war, sagte ihr Vater stets mit ernster Stimme, wer davon laufen würde, wäre schwach und könne sich nicht demjenigen entgegensetzen, was ihn erwartete. Er meinte, man solle sich immer dem, was einem gegenüber ist, stellen und mit Mut entgegen treten, egal wie schwer es wäre. Ihre Mutter dagegen sagte, wenn man einmal nicht weiter weiß, soll man weglaufen und sich erst dann stellen, wenn man bereit dazu wäre. Sie strich ihrer damals noch kleinen Tochter sanft durch die braunen Haare und sagte mit engelshafter Stimme, falls sie mal Angst hätte oder verzweifelt wäre, solle sie weglaufen, das wäre schon okay. Man könne sich nicht immer jedem stellen, manchmal muss man auch einen anderen Ausweg suchen. Oh ja, Amys Eltern waren das totale Gegenteil, so verschieden, wie zwei Menschen es nur sein konnten, aber trotzdem hatten sie sich geliebt, sowie sie auch ihre beiden Kinder geliebt hatten. Früher wollte Amy das nicht verstehen und nicht glauben, doch jetzt wusste sie, dass es so war. Plötzlich rieß sie ein stechender Schmerz in ihrer Brust aus den Gedanken. Lange würde sie es nun nicht mehr aushalten. Doch sie rannte weiter, nur noch bis zu der alten Eiche an der Brücke, die dann auf die Straße und schließlich durch den langen, dunklen Tunnel führte. Da konnte sie sich dann verstecken, wär vom Regen und Sturm geschützt und dort würde sie niemand entdecken, denn der Tunnel war alt, unbefahren und schon sehr baufällig. Zum Teil gab es schon einige große Löcher und Risse an der Tunneldecke, doch die Stadt dachte nicht daran, den Tunnel zu erneuern. Schließlich würde es viel Geld kosten und lohnen würde es sich im Endeffekt auch nicht, denn die Straße war auch schon sehr alt und sie führte durch den Tunnel nur zu einem kleinen, stillen Dorf, das ein ziehmlich weites Stück entfernt war. Über die Schnellstraße konnte man sowieso schneller zu dem Dorf gelangen. Außerdem würde kaum jemand auf die Idee kommen, dass Amy sich dort versteckt hielt, denn bei vielen Leuten war dieser Tunnel schon weit zwischen den alltäglichen Dingen und dem Stress ins Vergessene gerutscht. Amy jedoch hatte diesen Ort zu ihrem Lieblingsort gemacht, zu dem sie sich zurückzog, wenn sie einfach alleine sein wollte. Wenn sie verzweifelt oder traurig war, wenn sie jegliches Selbstvertrauen verloren hatte und alle Hoffnung in ihr gestorben war. Doch Hoffnung auf was? Auf ein schöneres Leben, auf eine richtige Familie, auf das, was sich Amy am allermeisten wünschte: Ein Zuhause? Ist das etwa zu viel verlangt, so hatte sie oft wütend gedacht, dabei mit der Hand gegen die steinere Wand des Tunnels geschlagen, sich danach vor Schmerz die Hand gerieben und gedacht: „Du blöde Kuh!“ Ja, eigentlich war sie schon immer hier in diesem Tunnel gewesen, wenn große Gefühle sie überwältigt hatten und sie einfach nicht mehr in der Wohnung, mit den ganzen Dingen, die sie an ihre Eltern und ihren Bruder erinnerte, sein konnte. Früher hatte sie sogar ab und zu ihren Bruder mit zu dem Versteck genommen und obwohl er der Ältere gewesen war, hatte sich Amy schon immer ungewöhnlich viel um ihn gekümmert. Zumindest der letzten Zeit, in der er noch bei ihr war. Ja, an diesem Ort war sie, wenn sie traurig war, wenn sie glücklich war, wenn sie sich wertlos in dieser verdammten Welt gefühlt hatte, wenn sie sich völlig hilflos, nutzlos und allein vor kam. Doch mittlerweile hatte sie sich an die Einsamkeit gewöhnt, denn eigentlich war sie schon ihr Leben lang allein gewesen. Mit Ausnahme von zwei Personen, doch was kann ein Bruder und ein bester Freund geben, was eine richtige Familie noch viel mehr ausmachen würde und geben könnte?

Jetzt war Amy schon fast an der alten Eiche angelangt, nur noch ein paar Meter, dann hatte sie es bald geschafft. Sie rannte weiter, obwohl sie sich eigentlich sicher war, die

Polizisten würden sie nicht mehr einholen. Bestimmt hatten sie schon aufgegeben und würden viel eher Streifenwagen und Kollegen zur Kontrolle der Straßen losschicken. Schließlich hielt man sie für eine blutrünstige, eiskalte Mörderin. Würde es sich nicht um Dylan drehen, müsste ja Amy fast gar laut loslachen. Sie und eine Mörderin! Mit 16 Jahren, und ein Mädchen? Möglich wär es schon, aber eher selten. Plötzlich spürte sie, wie jemand sie von hinten am Arm packte und festhielt. Ihr Verfolger jedoch kam ins Stolpern, stieß Amy von hinten um und zog sie mit nach unten. Durch Amy's Verletzungen vom Balkon vorhin, tat ihr der Aufprall auf den Boden sehr viel mehr weh als sonst und sie blieb noch einige Sekunden liegen. Sie spürte, wie die Person über ihr ächzte und stöhnte und wieder aufstand. Sie wollte sich ebenfalls wieder aufrichten, doch jemand gab ihr einen Stoß mit dem Fuß in den Rücken. Unter höllischen Schmerzen sackte sie wieder auf den Boden. Mit geballter Faust und zusammengebissenen Zähnen überwind sie ihr Schwindelgefühl, dass sie überkam. Erneut trat jemand auf sie ein: „Dummes Weib! Warum hast du ihn umgebracht?! Den einzigen den ich liebte!“ Amy wollte der weiblichen Stimme entgegen, dass sie die Tat nicht begangen hatte. Doch sie brachte keinen Ton über die Lippen, fast so, als hätte das Mädchen ihr die Stimme aus dem Körper geschlagen. Amy spürte schmerzlich und seelisch den Zorn des anderen Mädchens und wenn sie ehrlich war, hatte sie großen Respekt vor diesem Gefühl.

„Und dann rennst du auch noch davon!! Geh zurück, und sie dir an, wie er da liegt! Sieh an, was du angerichtet hast!“, rief sie hysterisch und ihre Stimme erstickte unter einem Schluchzer. Sie war völlig außer sich und wusste vermutlich nicht, was sie in diesem Moment tat. Das sie eine Unschuldige zusammenschlug!

Ich hab doch gar nichts gemacht, dachte Amy, ich hab ihn nicht umgebracht! So was könnte ich niemals tun! Amy stiegen die Tränen in die Augen und sie drehte ihr Gesicht zur Seite. Schwarze Schuhe standen da, sie gingen hoch hinauf, also waren es Stiefel.

„Ach tu doch nicht so, als würdest du es bereuen! Behalt deine falschen Tränen, du kanntest ihn überhaupt nicht! Aber für mich war er das Wichtigste der Welt! Ich habe ihn geliebt!“, schrie das Mädchen unter Tränen weiter auf Amy ein. Und noch ein Tritt...diesmal in den Bauch. Nochmal einen, ins Gesicht. Blut tropfte von ihrer Stirn, und sie wusste, dass es später wohl einige blaue Flecken geben würde. Doch sie war ja an den Schmerz gewohnt.

Wieder überkam Amy ein Gefühl der baldigen Bewusstlosigkeit. Mein Leben ist wohl endgültig zu Ende, dachte sie, für etwas, dass ich gar nicht getan habe! Für den einzigen Menschen, dem ich vertrauen konnte und der auf brutale Weise aus meinen Leben verschwunden ist!

Amy glaubte schon, ein weißes Licht zu sehen. Sie dachte, sie wäre dem Tod näher, als sie es jemals war.. doch was tappte sie nun wieder im Schwarzen herum? Wieso, wieso nur stand sie nicht einmal auf und wehrte sich? Von solchen Schlägen wird man schon nicht so schnell sterben! ... Aber die Schmerzen...

Schluss jetzt, Amy, sagte sie im Stillen zu sich selbst, hör auf zu winseln wie ein Hund, dem man seinen Knochen weggenommen hat! Steh nur einmal auf und wehre dich! Sieh dich an, dein Leben lang bist du weggerannt, dein Leben lang bist du allem aus dem Weg gegangen, dass dir jemals begegnet ist und dir irgendwelche Schwierigkeiten bereitet hat! Beweise dir nur einmal selber, dass du stark bist, dass du Mut hast und dass du nicht wegzurennen brauchst! Es ist sowieso niemand mehr da, zu dem du fliehen kannst! Du bist jetzt alleine, du bist auf dich allein gestellt und musst jetzt für dich selber kämpfen!

Unter diesen Worten, die durch ihre Gedanken flohen, überkam sie plötzlich den unerklärlichen Drang, aufzustehen, der Person eine reinzuhauen und weiter zu rennen! Ja, sie fühlte sich mit einem Mal unglaublich stark.. wie sie es noch nie zuvor war. Langsam richtete sie sich auf.

Vor ihr stand ein Mädchen mit langen, schwarzen Haaren, einem schmalen Gesicht und grünen Augen. Das Mädchen wich erstaunt und leicht erschrocken ein paar Meter von Amy zurück.

„Deine Augen... sie.. sie leuchten..“, sagte sie verwirrt.

Doch Amy hörte dem Mädchen nicht zu, sie spürte nur diese innere Wärme, die sie überkam und diese unglaubliche Kraft! Woher kam das nur auf einmal?

Sie stürmte auf das Mädchen zu und schlug ihr mit der Faust ins Gesicht. Daraufhin folgte der Fuß in den Bauch, das Mädchen krümmte sich unter Schmerzen. Sie verzerrte ihr Gesicht, rief dabei verängstigt und zu Tode erschrocken ihre Augen auf und rannte weg. Sie rannte so schnell sie konnte, schaute ab und zu wieder nach hinten zu Amy, als hätte sie Angst, sie würde ihr folgen. Doch dazu hatte Amy keine Lust, wieso auch? Sie wollte doch nur alleine sein und jetzt, da sie schon weggerannt war, konnte sie sich wohl kaum der Polizei stellen, sondern musste sich wohl oder übel verstecken. Hoffentlich plapperte das verstörte Mädchen nicht aus, wo sie Amy zuletzt gesehen hatte.

„Ich habe ihn geliebt...“, waren die einzigen Worte des Mädchens, an die sich Amy später noch gut erinnern konnte.

Im Tunnel war es zunächst noch etwas dunkel, doch allmählich gewöhnte sich Amy an ihr jetziges Umfeld und die Dunkelheit ließ nach. Von der Decke tropfte es durch einen kleinen Spalt in eine etwas schon größere Wasserlache und weiter hinten an der Wand wuchs schon in einer gewissen Menge Efeu entlang. Das gesamte Erscheinungsbild ließ den Tunnel eher wie eine Höhle oder eine alte Ruine aussehen, als das, was es eigentlich darstellen sollte.

Ein paar Meter weiter hinten führte eine kleine Nische in einen Seitengang des Tunnels. Amy holte ihre Taschenlampe aus dem Rucksack, schwenkte den Lichtstrahl zu der Nische und tapste in dessen Richtung. Komisch... irgendwie fühlte sie sich langsam wieder schwächer, die ungeheure Kraft, die sie vorhin ausgestrahlt hatte, schien beinahe genau so schnell wieder zu gehen, wie sie gekommen war. Bildete sich die 16-Jährige etwa nur wieder was ein?

Amy leuchtete mit ihrer Taschenlampe in der Nische umher, bis sie weiter hinten den kleinen Steinbrocken entdeckte.

Plötzlich hörte Amy Flügelrauschen hinter ihr. Eine Fledermaus flog über ihren Kopf hinweg, Amy erschrak und duckte sich schnell. Die Fledermaus verkroch sich nun in ein Loch weiter oben. Noch nie hatte Amy hier zuvor eine Fledermaus gesehen, und sie war recht oft hier gewesen. Na wenn sie nur da oben bleibt, dachte Amy. Sie hatte zwar keine Angst vor den kleinen Vampiren, aber andererseits war sie so einem Tier noch nie so nah gewesen. Dann fiel ihr mit einem Mal wieder die Fledermaus vor dem Fenster von vorhin ein und sie überlegte, ob es wirklich eine Fledermaus war, und ob sie nicht doch nur fantasiert hatte und wenn es nicht so wäre, ob diese Fledermaus wohl dieselbe war wie die, wo gerade über ihren Kopf hinweggeflogen war?

Amy streifte ihren Rucksack von den Schultern und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Stein und schloss die Augen. Sie dachte an alles was geschehen war in den vergangenen Stunden. Wieso musste es nur so kommen?

Dylan war tot, ermordet... und als wäre das nicht genug, verdächtigte man sie auch

noch! Als ob sie ihren besten Freund ermorden würde! Doch gerade eben... dieses Mädchen, dass sie zusammengeschlagen hatte... war sie etwa doch kriminell? *Quatsch, das war Notwehr gewesen, hätte ich nicht zurückgeschlagen, wer weiß, ob ich dann am Ende nicht bewusstlos geworden wäre oder sogar Schlimmeres*, sagte Amy in Gedanken zu sich selbst.

„Ich habe ihn geliebt..“, erinnerte sie sich an die Worte des Mädchens. Dann machte sie den Rucksack auf und holte die Fotos von ihrer Familie und das von Dylan raus. Schweigend und weinend betrachtete sie die beiden Fotos lange Zeit.. wie lang, das wusste sie nicht. Wer dieses Mädchen wohl wahr? Und woher wusste sie, dass man Amy verdächtigte? Dylan hatte nie von einem anderen Mädchen erzählt und eigentlich hatten sich Amy und Dylan geschworen, sich immer alles zu erzählen. Jetzt war wohl der Punkt, an dem man sagen könnte: „Also hat er sein Versprechen gebrochen!“ Ach, irgendwie war es doch naiv zu glauben, es gäbe jemanden auf der Welt, der einem immer alles erzählt, der nur für einen selbst, und für keinen anderen da wäre und der einen nie verletzt oder das Vertrauen missbraucht. Im Prinzip war es auch egal, wer das Mädchen letztendlich war, ob sie eine Freundin von Dylan, ob sie mit ihm zusammen gewesen war oder ähnliches. Er war tot. Er konnte sich nicht mehr dazu äußern. Nur eine einzige Frage beschäftigte sie insgeheim: Wieso hat man ihn ermordert? Hatte er Feinde gehabt? Steckte er wohlmöglich sogar in Schwierigkeiten? Vielleicht war irgendjemand hinter ihm her gewesen? *„Ganz gleich was geschieht,“* dachte Amy und schloss die Augen, *„ich hoffe nur man findet deinen wahren Mörder, Dylan“*

Schließlich wurde sie immer müde, legte sich auf den harten, dreckigen Boden, ließ ihren Kopf auf dem Rucksack ruhen und schlief letztendlich unter geröteten, verweinten Augen ein.

Als Amy erwachte, musste es wohl schon helllichter Tag sein. Durch den Tunnel schienen die kräftigen, wachen Sonnenstrahlen und tauchten ihre Nische in einen Ort des geborenen Lichtes. Amy streckte sich, gähnte herzzereißend und richtet sich langsam auf. Was für ein wundervoller Morgen! Wie zufällig sah sie zu dem Schlupfloch der Fledermaus hoch und hielt inne. Was war das für ein leuchtendes Kügelchen da oben? Amy kletterte auf den Steinsockel, stellte sich auf die Zehenspitzen und lugte vorsichtig hinein. Doch viel konnte sie nicht sehen, außer das da ein blau-leuchtendes Kügelchen war.

Plötzlich schoss es heraus und knallte gegen Amy´s Kopf. Sie verlor das Gleichgewicht und flog von dem Stein herunter. Das „leuchtende Etwas“ war offenbar genauso erschrocken wie Amy, denn es purzelte durch die Luft über Amy´s Kopf hinweg und gab dabei merkwürdige, ächzende, beinahe wimmernde Laute von sich.

„Aua...“, Amy rieb sich das Hinterteil. Das war nicht gerade angenehm gewesen.

Amy hob den Kopf, drehte sich um und sah auf das etwa Tischtennis- große Kügelchen, das am Boden lag. Langsam rutschte Amy auf den Knien etwas näher heran, doch mit einem Mal schien die Kugel wie ausgestorben zu sein.

Amy nahm einen Stock, der in der Nähe lag und berührte vorsichtig das „Etwas“, doch es rührte sich immer noch nicht.

Amy legte den Stock beiseite und wollte es schon mit der Hand stupsen, als es auf einmal ein lautes „Plock“ machte und das kleine Ding ein unscheinbares, grelles Licht ausstrahlte. Geblendet von dem hellblauen Licht, hob Amy die Hand vor die Augen. Was war das nur? Das konnte doch nicht wirklich geschehen? Bestimmt träumte sie noch.

Dann hörte es wieder auf zu leuchten und Amy nahm langsam die Hand von ihren Augen und starrte mit ihren haselnussbraunen Augen auf ein etwa 10-cm großes, weibliches Wesen. Es hatte kleine, durchsichtige Flügel und lange, hellblaue Haare. Außerdem hatte sie ein kleines, blaues Kleidchen an. Amy traute ihren Augen nicht. War das „Etwas“ etwa... eine Fee? Kein Zweifel, sie träumte. Amy kniff sich mit den Fingern in den Arm, spürte den Schmerz und wusste, dass dies hier kein Traum war. Vielleicht hatte sie auch nur Halluzinationen? Sowas wie Feen, Hexen oder ähnliches gab es doch gar nicht, geschweige denn Magie oder Fantasie.

Amy starrte das blauhaarige Mädchen mit offenem Mund und aufgerissenen Augen an. Doch auch die Fee war sichtlich erstaunt über dieses „komische Wesen“ ihr gegenüber. Dann aber breitete sich ein Lächeln auf ihrem winzigen Gesicht aus, ihre grünen Augen funkelten, sie stieg in die Luft hoch und flatterte aufgeregt mit den Flügeln.

„Oh, sag... bist du etwa ein Engel?“, fragte die kleine Fee aufgeregt und nach Luft japsend.

Amy erschrak. Das Ding konnte ja sprechen! Nun war sie sich sicher, dass sie fantasierte.

Doch die Fee flog neugierig näher an Amy's Gesicht und sah sie abwartend an.

„Nein... ich bin ein Mensch“, quetschte Amy irgendwie durch ihre Erschrockenheit hindurch.

„Aha! Ein Mensch bist du also“, kicherte die Kleine und drehte vor Freude ein paar Loopings in der Luft. Doch schon im nächsten Augenblick beaugäpfelte sie erneut Amy, „Sag... Was ist denn ein Mensch?“

„Ähh..“, Amy suchte nach den richtigen Worten. Wie erklärte man so einem Ding, was ein Mensch war?

Die Fee allerdings ließ Amy gar nicht erst richtig überlegen, sondern plapperte fröhlich und geradeaus gleich wieder weiter: „Ich bin ja noch nie einem Menschen begegnet, wie aufregend! Aber du sag doch mal, wenn du kein Engel bist, warum hast du dann so große Flügel?“

Amy erschrak, drehte sich um und sah nach hinten. An ihr waren keine Flügel zu erkennen. Und auch sonst war niemand in der Höhle, den das kleine Mädchen gemeint haben könnte; sie waren doch ganz alleine. Immer noch starrte sie die Kleine ununterbrochen an und wartete auf eine Antwort.

Was meinte die kleine Fee nur?

Kapitel 2: Eine unglaubliche Vorhersage

Ein leichter Nebelschleier lag über der Stadt, als die morgendliche Sonne ihr Gesicht zeigte und den Himmel in ein weiches rosarot wiegte. Dennoch schlief die ganze Stadt, bis auf eine Person. Ein Mann mittleren Alters, der schon ein paar graue Haare hatte und an seinem Schreibtisch saß, schaute etwas nervös einige Akten durch. Plötzlich hielt er inne und griff nach der Zigarettenschachtel, die am gleichen Platz wie immer lag. Er nahm eine Zigarette heraus, steckte sie in seinen rechten Mundwinkel und suchte nach seinem Feuerzeug. Schließlich fand er dieses in seiner Jackentasche, und wäre es nicht leer gewesen, hätte er jetzt seinen Frieden gefunden und seine lebensnotwendige Zigarette geraucht, doch so pfefferte er nur voller Wut das Feuerzeug leise vor sich hinfluchend auf den Tisch. Zum gleichen Zeitpunkt des dumpfen Aufpralls, kam auch das Klopfen an der Tür.

„Herein“, knurrte er zwischen seiner Zigarette hindurch. Eine schlanke, großgewachsene, blonde Frau kam herein, setzte sich auf den Stuhl gegenüber von dem Mann, ohne überhaupt die Bitte, Platz zu nehmen, abzuwarten, schlug die Beine übereinander und verschränkte ihre Arme.

„Keine Spur von ihr. Die ganze Stadt durchsucht“, sagte sie knapp.

Der Mann schaute erstmal gelassen und kühl drein.

„Hast mal 'n Feuerzeug?“, fragte er und sah die Blondine geringschätzig an.

„Du wirst wohl nie mit dem Rauchen aufhören, was?!“, sagte sie, durchkramte ihre Jackentaschen und warf ihm das Feuerzeug zu. Doch der Mann schwieg nur, fing das Feuerzeug mit einer gekonnten Bewegung auf, zündete die Zigarette an und nahm erstmal einen langen, tiefen Zug.

„Was sollen wir jetzt machen?“, fragte die Frau.

„Findet sie“.

„Wie denn?“, die Frau sprang auf, „wir haben alles durchsucht, Sypheus, die ganze Stadt haben wir auf den Kopf gestellt! Ich nehme an, dass sie aus der Stadt verschwunden ist! Wie bitte sollen wir sie finden?!“

„Hmm..“, überlegte er. Doch anstatt eine richtige Antwort zu geben, zog er erneut an seiner Zigarette. Dann schlug er leise vor sich hin brummelnd die Zeitung auf und suchte offenbar nach einem bestimmten Artikel.

„Sypheus!“, rief die Frau mit empörter Stimme, straffte ihr schwarzes, langes Kleid und setzte sich wieder auf den Stuhl.

„Was sollen wir tun?! Wie sollen wir sie finden?“

Sypheus schaute von seiner Zeitung auf, doch bevor er irgendetwas erwidern konnte, klopfte es wieder an die Tür. Dieser Besucher wartete aber erst gar kein „Herein“ ab, sondern schlug die Tür mit einem Karacho auf, sodass diese mit der Klinke an die Wand schlug, dort ein paar Kratzer hinterließ und schließlich stolperte ein kleiner, aufgeregter Mann mit schütterem Haar und Brille etwas unbeholfen in den Raum.

„Chef.. ich wollte sagen..“, rang er nach Luft. Doch da Reden und nach Luft schnappen bekanntlich schlecht zur selben Zeit auszuüben ist, verschluckte er sich und bekam letztendlich einen langanhaltenden Hustanfall.

„Was gibt 's, Cloud?“, sagte Sypheus mit einem so kühlen Unterton in der Stimme, dass es allen Personen in dem Raum kalt den Rücken herunterlief. Cloud schluckte den Kloß in seinem Hals herunter und sagte mit rauer, zitternder Stimme:

„Wir haben die ganze Stadt durchsucht, doch wir haben sie nirgendwo gefunden.“

„Das weiß ich bereits“, antwortete Sypheus mit einem kurzen Blick zu der Frau. Cloud folgte dem Blick von ihm und verstand.

„Oh.. Lady Sirenia... ihr habt bereits.. ich verstehe..“, stotterte Cloud.

„Ich habe Sypheus bereits Auskunft gegeben, richtig!“, beendete sie den Satz. Dann wendete sie sich an Sypheus: „Was meinst du, ist sie vielleicht bereits in Atlanera?“

Sypheus erhob sich und ging um den Schreibtisch herum.

„Ich vermute schon, aber sicher weiß ich es nicht. Cloud... bitte stelle die Verbindung zu Orpheus her!“

„Jawohl, Meister!“

Und so eilte Cloud durch die Tür wieder hinaus, Lady Sirenia ging in einen Nebenraum, wo ein kleines Mädchen zu weinen begonnen hatte und Sypheus widmete sich wieder seiner Zeitung.

„Wo hast du dich versteckt, kleine Göre“, brummelte er vor sich hin, „Wo bist du?“

Etwa zur selben Zeit an einem anderen Ort trabte ein junger Mann mit langem, weißem Haar und stechend grünen Augen ungeduldig hin und her. Sein schwarzer Umhang wehte dabei fast gar drohend und man konnte den Zorn, der von ihm ausging, förmlich spüren.

Mit einem Mal knallte die Tür auf und seine Aufmerksamkeit war zwei Wächtern gerichtet, die lange, schwarze Roben trugen, die sie völlig verdeckten. Überhaupt war alles an ihnen schwarz – selbst ihre Handschuhe und Schuhe – mit Ausnahme von einem großen, silbernen Kreuz, das beide um den Hals trugen und dem silbernen Gürtel. Die Männer zerrten gewaltsam eine etwa 20-jährige, wunderschöne Frau herein. Sie war gefesselt und ihr weißes Gewand stach in dem abgedunkelten Raum mit den drei schwarzegekleideten Männern richtig heraus.

„Na endlich, wurde aber auch Zeit! Lasst uns bitte allein!“, befahl der Mann den Wächtern. Diese nickten ergeben, stießen die Frau auf den einen Stuhl, der in der Mitte des Raumes stand und verließen das runde Turmzimmer wieder.

„Na dann, Niadala, erzähl mir doch mal, was du siehst“, sagte der Mann mit einem sarkastischen Unterton. Was für eine gespielte Freundlichkeit! Nur leider war Orpheus ein schlechter Spieler, denn Niadala kannte diese Frage nur zu Gute. Fast schon zwei Monate lang, hörte sie jeden Tag die gleiche Frage und jedesmal wenn sie schwieg, wurde sie danach auf brutalste Weise gefoltert. Doch Niadala wollte und konnte nichts preisgeben. Denn was sie „sah“, war nur ihr zugeteilt, würde sie irgendjemand anderem davon erzählen, so würde sich der Fluch, der nun schon Jahre lang auf ihr lag, sich bewahrheiten. Das heißt, jeder, dem sie die Zukunft voraussagte, starb mit jedem Tag ein Stück mehr, bis nach einem Jahr nur noch Knochen und Eingeweide übrig waren. Die Haut von Innen heraus aufgeessen, das Blut aufgelöst und vertrocknet und das Herz verwelkt und eingegangen. Doch wäre dies nicht das Schlimmste, so hätte Niadala, das was sie „sah“, Orpheus schon längst mitgeteilt. Denn niemand würde um ihn trauern, er tyrannisierte die ganze Welt, jeder fürchtete sich vor ihm, selbst seine eigenen Anhänger, die eigentlich nur aus Furcht zu ihm standen. Doch nicht nur Orpheus würde von Innen verfaulen, auch Niadala würde langsam zum Tod hinüberschreiten – oder besser erklärt: Sie würde in die Geisterwelt hinübergleiten, würde ihre Fähigkeiten verlieren und eine der Gefühlslosen werden. Dies hatten die Götter ihr so zugeteilt.

Also schwieg Niadala auf die Frage von Orpheus. Eine Weile standen und saßen beide schweigend da, bis der Mann offenbar die Geduld verlor, aufstand und zu ihr

rüberging. Er griff in ihr blondes, langes Haar und zog es nach hinten, sodass ihr Kopf auf die Lehne des Stuhles knallte. Sie schrie kurz auf, biss die Zähne zusammen und ballte die Fäuste, so gut es mit den Fesseln ging. Orpheus zuckte sein Messer und hieb es an ihre Kehle.

„Sag mir was du siehst, oder du bist endgültig fällig!“, drohte Orpheus, verstärkte seinen Griff und ließ das Messer an Niadala's Hals entlangschurfen, wo nun eine rote, dünne Schnittwunde erschien.

„Ob ich jetzt sterbe oder später, spielt keine Rolle, Orpheus“, knurrte Niadala, „du weißt genau, wir beide würden sterben, würde ich dir preisgeben, was ich sehe.“

Gerade als es scheinte, als würde Orpheus seine Geduld völlig verlieren, ging die Tür erneut auf und ein Wächter kam herein.

„Entschuldigen Sie, Meister Orpheus, aber Ihr Bruder Sypheus hat Verbindung mit uns aufgenommen. Er will Sie dringend sprechen!“

„Das dachte ich mir schon... sagen sie ihm, ich werde gleich kommen!“, sagte Orpheus. Der Wächter nickte und ging wieder hinaus. Orpheus ließ Niadala wieder los.

„Du glaubst doch nicht etwa an diesen Fluch?!“

„Willst du es darauf anlegen, von Innen zerfressen zu werden?“, entgegnete Niadala mit einem argwöhnischen Blick.

„Sobald der Trank fertig ist, wirst du sowieso ausspucken, was du siehst“, zischte er, packte Niadala grob am Arm und schleifte sie mit sich zur Tür.

„Los, vorwärts, Sypheus wartet schon!“

Er gab ihr einen unsanften Schubs von hinten, sodass sie die große Wendeltreppe hinunter stolperte, hätte sie sich nicht gerade noch so an dem Geländer festhalten können, wäre sie die steinerne Treppe hinuntergefallen und hätte sich somit weitere blaue Flecken und Prellungen eingehandelt.

Die Wendeltreppe war mindestens drei Meter breit und vierzig Meter lang und führte schließlich in eine riesige Eingangshalle, dessen Boden mit anthraziten Marmorsteinen ausgestattet war, was dem Raum eine gewisse dunkle Ausstrahlung gab. Umso heller waren die zehn schweren, gold-silber-verzierten Kronleuchter, die von der Decke hingen. Die Wände waren aus Eis, in denen man sein Spiegelbild sehen konnte. Durch die wachen Sonnenstrahlen, die durch die Buntglasmosaikfenster schienen, schimmerten die Eiszacken, die hier und da von den Wänden herausragten, in einem bunten Tanz. Neben der Treppe standen rechts und links je einer der Wächter. Als Niadala unten bei der Treppe angelangt war, kamen gleich beide Wächter auf sie zu und packten sie am Arm. Orpheus schritt erhobenen Hauptes an ihnen vorbei, deutete ihnen, ihm zu folgen und steuerte auf eine der zahlreichen Türen zu, die sich an den Wänden entlang reihten. Durch einer dieser Türen gelangten sie nun in einen langen Gang, der in einem grellen Licht erstrahlte. Ganz am Ende des Ganges befand sich eine schwarze Türe, ansonsten war alles ringsherum schneeweiß. Orpheus lief den Gang entlang - die zwei Wächter mit Niadala hinterher - und öffnete die schwarze Türe.

In dem riesigen Raum, in dem sie nun waren, stand ein großer Tisch mit zwölf Stühlen, deren Lehnen kunstvoll mit Gold verziert war und die Polster mit einem exquisitem, rotem Samt ausgestattet waren. Ganz vorne, etwa 10 Meter von dem Tisch entfernt, war ein riesiger Flachbildschirm zu erblicken, der an der Wand hing.

Orpheus ging zu dem Bildschirm und befahl den Wächtern und Niadala ihm zu folgen. Schließlich erschien langsam das Gesicht seines Bruders auf dem Bildschirm, weiter hinten in dem Raum, indem sich Sypheus befand, stand Lady Sirenia an einem Kinderbett und versuchte vergebens, ein kleines Mädchen zu beruhigen. Im

Gegensatz zu dem Turmzimmer war dieser Raum alles andere als königlich und komfortabel ausgestattet. Zerbrochene Gläser, zerrissene Bücher und kaputte Möbel standen und lagen herum. Dadurch, dass in einer Ecke ein kleiner Tisch mit vier Stühlen stand, wirkte der Raum größer als er eigentlich war. Es schien fast, als hätte man den Tisch auf unachtsame Weise in die Ecke verdrängt, als wolle man die Risse und Brandflecken an den Füßen und Kanten verdecken. Auf der anderen Seite, gegenüber des Tisches, stand ein größeres, aber schmales Regal, auf dem noch einige verstaubte Bücher und dreckige Gläser und Flaschen standen, die noch einigermaßen stabil waren. Ebenfalls war es recht dunkel in dem Zimmer, es gab nur ein Fenster, welches allerdings geschlossen war. Im Turmzimmer dagegen leuchteten die goldenen Kronleuchter wie funkelnde Diamanten, die man sie zu oft poliert hatte. Sypheus Blick wanderte zuerst zu Niadala, die von den Wächtern festgehalten wurde und sah schließlich rasch wieder zu Orpheus.

„Mein Bruder, welch eine Freude dein Gesicht wohl auf zu erblicken. Allerdings habe ich weniger gute Nachrichten: Wir haben sie nirgends gefunden. Die ganze Stadt wurde durchsucht und schließlich kann sie ja nicht weit gekommen sein, in eine Welt wie dieser, so ganz ohne Geld und Fortbewegungsmittel. Könnte es möglich sein, dass sie schon längst bei euch ist und wir nichts mitbekommen haben?“

„Kann gut sein. Ich wüsste es besser, wenn deine ehemalige Frau keine solche Schwierigkeiten bereiten würde“, erwiderte er und warf einen gehässigen Blick zu Niadala rüber, „und endlich reden würde. Wie hast du es nur damals so lange mit ihr ausgehalten? Ich hätte ihr schön längst den Laufpass gegeben! Man sieht ja, zu was sie Nütze ist: Hat dich im Stich gelassen und ist davon gerannt! Hat nicht mal versucht, deine Verbannung aufzuhalten! Nicht einen verdammten Zettel hat sie unterschrieben – mit Ausnahme der Scheidungspapiere! Verdammtes, eigensinniges, störrisches Weibsbild!“

Als er dies sagte, trafen die Augen Niadalas und Sypheus aufeinander, und es schien, als würde für einen Augenblick die Zeit still halten und als wäre dieser Augenblick nur ihnen gewidmet. Als wäre noch ein kleiner Funke Liebe dagewesen, der in diesem Moment aufglühte, jedoch schnell wieder erlosch, als Niadala voller Traurigkeit und beinahe schlechten Gewissens den Blick senkte. Auch Sypheus wandte seinen Blick wieder ab.

Jeder der Anwesenden dieses Raumes spürte die Spannungen, die nun auftraten. Wie sollten die Betroffenen nun mit den respektlosen Worten von Orpheus umgehen? Wie konnte nur er, gerade er, der niemals Liebe oder ähnliches empfunden hatte und jedes Lebewesen in ganz Atlanera – sogar seine eigenen Diener – misshandelte, verachtete und jederzeit umbringen könnte? Wie konnte er nur das Wort erheben und so schlecht über Niadala, die eine der reinsten Seelen überhaupt hatte, reden und über sie herziehen?

Sollten Niadala und Sypheus etwa so tun, als hätten sie sich nie geliebt? Als wären sie nie zusammen gewesen und hätten niemals, niemals das größte Glück allen Glückes miteinander geteilt? Schwer zu sagen, ob Sypheus seinen Bruder entgegnet hätte, er hätte es gut mit Niadala ausgehalten, schließlich wären sie glücklich gewesen, bis zu jenem Zeitpunkt der Trennung. Hätte er womöglich sogar beigefügt, dass Niadala ein so sanftes und reines Wesen der Liebe war und dass er wohl kaum, trotz seiner Aggressivität und seines allmählich schwarzen Herzens, seinem Bruder beigestanden und behauptet hätte, Niadala wäre ein verwöhntes, verzogenes Weib, die nur ihrer eigenen Interessen und Bedürfnissen nachging? Und hätte dies wiederum den kleinen Funken letzter Liebe erneut aufblühen lassen und vielleicht sogar größer werden

lassen? Wären sie sich am Ende vielleicht nur dadurch wieder näher gekommen?

Wir werden es wohl nie erfahren, was Sypheus getan oder gesagt hätte, denn im nächsten Moment wurde die Tür zum Turmzimmer aufgerissen und einer der Diener Orpheus kam hereingestolpert.

„Sir, Meister.. ich habe es, es ist gerade fertig geworden“, stammelte er. Mit „es“ meinte er wohl ein kleines Fläschchen mit einer grünblauen Flüssigkeit, das er hochhielt und nun ehrenhaft und stolz seinem Meister übergab.

„Danke, deine Belohnung liegt wie versprochen in der Kammer“, antwortete Sypheus, kramte nach einem Schlüssel, übergab diesen dem Diener und widmete seine Aufmerksamkeit nun der kleinen Flasche.

„Nun wollen wir doch mal sehen, ob du nicht doch etwas preisgeben willst, von dem wir noch nicht wissen“, fuhr er fort, brachte ein kaltes, krankhaftes, böses Lachen zustande und ging auf Niadala zu. Er öffnete den Verschluss der Flasche und flösste ihr unter heftiger Gewalt einige Tropfen der Flüssigkeit in den Mund und wartete ab. Sypheus schaute unter etwas gequältem Blick der ganzen Sache jedoch sehr gespannt zu, während Lady Sirenia immer noch ihr Kind zu beruhigen versuchte. Zuerst hätte man denken können, es würde nichts passieren und der Wahrheitstrank wäre falsch zubereitet worden, denn wie so oft im Leben, klappt meist nicht dies, was man eigentlich erreichen will. Plötzlich jedoch wurde Niadala grauenhaft fahl im Gesicht und es ging eine starke Energie von ihr aus, die man als einen enormen Wind zu spüren bekam, sodass die Wächter, die sie immer noch festhielten, mit voller Gewalt zur Seite an die Wände geschleudert wurden. Unter Schmerzen versuchten sie sich wieder langsam aufzurichten und es waren eine Menge Risse an den Wänden zu erkennen. Dann ließ der Sturm auf einmal wieder nach und Niadalas Haut verfärbte sie nun zu einem schmutzigen Blaugrau und ihre nun roten Augen standen erschreckend weit offen. Sie schrie vor Schmerzen auf und griff sich mit den Händen an den Kopf und an das Gesicht, es sah beinahe so aus, als wollte sie ihre jetzige Gestalt wieder loswerden. Sie schrie und wand sich unter Schmerzen, dass man es im ganzen Schloss hören konnte. Doch war dies weiter nichts ungewöhnliches, da sehr oft Folterungen und Hinrichtungen in den Kerkern vorkamen.

Sypheus war das Entsetzen ins Gesicht geschrieben. Auch Lady Sirenia schreckte voller Angst zurück, war sie doch sonst im Geheimen immer sehr beeindruckt von Niadala gewesen und ihre kleine Tochter schrie noch mehr als vorher, weshalb sie nebenher noch eher versuchen musste, sie zu beruhigen. Selbst die Augen von Orpheus waren stark geweitet, dass der Trank solches auswirken würde, hätte er wohl doch nicht erwartet.

„Was zum Teufel hast du ihr gegeben, Orpheus?!“, schrie Sypheus ihn voller Zorn an. Doch dieser antwortete ihm nicht, stattdessen starrte er weiter mit Schrecken und wohl auch etwas Furcht die Wahrsagerin an. So vergingen einige Sekunden, die allen allerdings wie Minuten vorkamen. Schließlich fasste sich Orpheus wieder.

„Was siehst du?“

Niadala schloss die Augen, ließ die Geschehnisse der letzten Tage in Gedanken revue passieren, bis sie zu jenem Punkt kam, an dem Sypheus und Lady Sirenia an Amy's Haustüre standen, sie des Mordes beschuldigten, sehr wohl mit einer ganz anderen Absicht, als sie festzunehmen. Sie sah die Flucht von Amy, bewunderte ihre Stärke, ihren Mut und auch die Liebe, die sie ausstrahlte, denn wohl kaum irgendjemand sonst konnte diese mehr spüren, wie Niadala selbst. Sie sah, wie Amy die Nacht in der Höhle verbrachte und schließlich am Morgen völlig verwundert in einer ihr überaus fremden Welt erwachte und verwundert eine Fee erblickte und die beiden sich

gegenseitig fragten, was wohl das jeweilige Wesen sich gegenüber für ein Wesen sei. Sie sah selbst Amy's Ängste, Wünsche und Gedanken. Jedoch konnte sie diese nicht richtig zuordnen, denn sie kannte bislang nicht Amy's gesamte Vergangenheit. Auf einmal wusste sie, was sie zu sagen hatte und welche Worte Wirkung zeigen würden, doch als sie sprach, war ihre Stimme grauenvoll verzerrt und viel tiefer, und nicht mehr so rein und schön als sonst – sie klang einfach schrecklich. Dennoch sagte sie unter schweren Atemzügen und großen Schmerzen:

„Die Welten sind nicht mehr im Gleichgewicht, denn etwas ist passiert, was ich schon lange befürchtet habe. Sie ist zur falschen Zeit zu uns geraten, doch vielleicht ist es gerade das, weswegen sich die Prophezeiung bestätigen wird. Jedoch, und so wahrlich immer das gestimmt hat, was ich sah, möchte ich behaupten, das jeder Schritt und jede Gedankenfolge, jedes nächste Vorhaben von Amy den Verlauf des gesamten Schicksals Atlaneras bestimmen kann. Ihr könnt sie nicht aufhalten, Orpheus, niemand kann das. Sie wird ihren Weg gehen und sie wird die Aufgaben, die ihr Vorhaben kreuzen, erfolgreich meistern. Niemand kann sie bezwingen, denn sie ist dazu bestimmt, Atlanera zu retten. Sie ist mutiger, stärker, liebevoller und weiser als alle Götter Atlanera's zusammen. Soweit ich sehen konnte, ist sie die Tochter der Mutter Erde“.

Orpheus allerdings schien diesen Gefallen keinesfalls zu teilen und so baute sich nur mit jedem Wort, das über ihre Lippen kam, die Wut im Bauch von ihm immer mehr und mehr auf. Letztendlich, als Niadala vestummte, zitterten Orpheus Hände vor Wut, er ballte sie zu Fäusten und seine ganzen Arme fingen nun an zu zittern. Wutentbrannt schrie er Niadala an: „Was redest du für einen Unsinn! Es gibt nur eine wahre Mutter, und das ist die Mutter von Atlanera! Ihre Statue steht im Tempel von Rolphtal, das solltest du wohl am besten wissen! Es kann nicht sein, dass sie die Tochter einer Göttin ist! Sowas gibts nicht, das ist unmöglich!“

„Wenn man deine Worte hört, Orpheus, könnte man glauben du willst mit ihnen deine Angst verbergen, die sich langsam in dir breit macht, weil du ganz genau weißt, dass meine Worte wahr sind. Ich sehe das, was ich sehe. Und das wird immer wahr sein. Und du weißt auch, dass die Prophezeiung bisher immer gestimmt hat. Du kennst ihre Aufgabe, du kennst ihren Weg, du kennst die Gefahren, die um Atlanera herum lauern. Und ich sage dir, es gibt sehr wohl eine Mutter Erde. Denn von jeder Welt gibt es eine Mutter, die diese Welt erschaffen hat, die diese Welt in ihren schützenden Händen hält und sie ist die Prophetin der Erde und sie ist da, um unsere Welt zu retten. Diese Bestimmung kannst du nicht leugnen, Orpheus!“

Plötzlich schien der Knoten der endlosen Wut in seinem Inneren zu platzen, denn mit einem Mal stürmte er auf Niadala zu, packte sie mit beiden Händen grob am Hals, stieß sie mit voller Wucht gegen die Wand und griff so fest zu, wie er nur konnte. Seine Augen funkelten vor Zorn und seine Knie zitterten:

„Schluss mit dem Unsinn! Deine Worte sind so falsch und listig, wie wenn sie von der Zunge einer Schlange gesprochen wurden! Doch ich werde dir den Unsinn austreiben! Ich werde mit meinen eigenen Händen deine Zunge in tausend Stücke zerschneiden, dass du für den Rest deines Lebens entstellt bist!“, knurrte er wie ein tollwütiger Hund. Lady Sirenia schrie vor Entsetzen auf und Sypheus versuchte verzweifelt, seinen Bruder zu beruhigen. Die zwei Wächter rannten panisch aus dem Raum.

Niadala rang nach Luft und die Tränen traten ihr vor Anstrengung in die Augen. Dann packte sie Orpheus Hände und drückte fest zu. Im gleichen Moment konzentrierte sie all ihre Energie in ihre Hände und plötzlich wich Orpheus voller Geschrei unter höllischen Schmerzen von ihr zurück. Seine ganzen Hände waren auf einmal verbrannt

und seine ganze Haut war offen. Seine Knochen ragten heraus und schwarze, verkohlte Haut fiel auf den Boden. Es schien fast so, als würden die Flammen nun seine Arme langsam und qualvoll hochkriechen. Orpheus fiel auf die Knie, schrie, tobte und krümmte sich vor Schmerzen wie ein wildes Tier.

„Teufelsweib! Auch du wirst irgendwann in der Hölle schmoren!“, waren seine letzten Worte, bevor er schließlich grausam verkrümmt zusammen sackte. Tod allerdings war er nicht. Nur etwa ohnmächtig. So wie jeder in ganz Atlanera ihn fürchtete, so wusste auch jeder, dass er unbesiegbar und unsterblich war. Zumindest sagte das jeder, vielleicht wohl auch, weil es bisher niemand geschafft hatte, ihn zu töten.

Niadala jedoch war ganz außer Atem; will man seine ganze Energie auf nur ein oder zwei Körperteile konzentrieren, so strengt das schon ziehmlich an. Allmählich nahm sie auch wieder ihre normale Gestalt an, stützte sich aber mit der Hand an der Wand ab, um vor Erschöpfung nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Sie wusste nun, was ihre Aufgabe war: So schnell wie möglich das Mädchen zu finden und ihr beizubringen, welche Herausforderungen sie hier erwartete.

Als sie schon an der Tür war, drehte sie sich nochmal um, schaute zu Lady Sirenia und ihrer Tochter, die immer noch jämmerlich weinte und die man schon beinahe vergessen hatte, und sagte: „Bring deine Tochter am besten schnellst möglichst zu den Waldläufnern, ansonsten wird es für sie zu spät sein. Sie hat eine der schlimmsten Krankheiten überhaupt bekommen, daher können nur jene, die sich in der Heilkunde so gut auskennen, wie kein zweites Volk, sie retten. Beeil dich, junge Lady!“

Lady Sirenia nickte erstaunt und zögernd, während sie ihre Hände beschützend um ihre Tochter schloss und sie an sich drückte. Ängstlich schaute sie drein, als würde sie sich vorstellen, wie es für ihre Tochter zu spät sein würde.

Niadala's Augen wurden weich, doch dann drehte sie sich auf dem Absatz um, schwebte wie ein Engel durch die Türe und weiter hinaus durch das Schloss in Richtung Ausgang.. Erstaunlicherweise begegnete sie während ihrem ganzen Weg durch das Schloss keinem einzigen Wächter oder Diener. Was natürlich nur zu ihrem Vorteil war. Schließlich stand sie auf dem Hof und sah dem bunten Treiben, das dort wohl zu jeder denkbaren Zeit – mit Ausnahme des Nachtes – stattfand, zu. Stände, Reiter, Pferde, Kinder, Blumenmädchen, Wächter, Diener und Gefühlslose tollten sich herum. Sogar einige Wölfe lagen in dem Schatten von Bäumen. Aber es waren wohl Wölfe, die Orpheus zähmen ließ. Somit stellten sie keine Gefahr dar. Jetzt musste sie nur aufpassen, sich durch das Getümmel zu schleichen, ohne das irgendjemand etwas davon mitbekommen und sie entdecken würde. Doch wie schleicht man sich am besten im Getümmel voran? – Richtig, in dem man besser nicht zu auffällig voran schreitet und am besten sich ganz normal verhält, so wie die anderen auch, dachte Niadala. So also ging die junge Wahrsagerin ganz gelassen und ruhig über den Hof, vorbei an einer Schar Blumenmädchen, die Körbe voller bunter Blüten trugen und aufgeregt kicherten und tuschelten, dann weiter an einem streng blickenden, stolzem Reiter und seinen Gefährten und schließlich an dem Stand mit dem lecker süßlich duftenden Obst vorbei. Gerade als sie die Stallungen im Visir hatte und darauf zusteuern wollte, rief eine laute Stimme, die die ganze Masse übertönte: „Halt bleib gefälligst stehen, Niadala!“

Niadala zuckte zusammen. Jetzt blos nicht stehen bleiben, schnell du musst handeln, Niadala, du musst handeln, rief sie sich selber in Gedanken zu. Wie vom Blitz getroffen und ohne einen Blick zurück rannte sie zu den Ställen, rieß die Türe auf und stürmte auf ihr schneeweißes Pferd zu. Hektisch griff sie in die Mähne von ihrem schönen, stolzen Schimmel, schwang sich ohne Zaumzeug und Sattel hinauf und gab dem Pferd

das Zeichen los zu galoppieren. Schnell wie ein Pfeil schoss das Pferd voran, durch die Türe, zertrampelte fast die Wächter, die Niadala erkannt hatten und nun erschrocken zur Seite wichen. Auf einmal machte sich fast wie durch Magie eine Art Pfad zwischen der Masse breit und Niadala nutzte natürlich diesen, um schnell wie der Wind vom Hof zu reiten. Immer weiter den Weg entlang, sie ritt und ritt, so schnell sie konnte. Wenn sie jetzt stehen blieb, wäre alles verdorben. Denn wenn sonst ergab sich eine bessere Fluchtmöglichkeit, als jetzt, wo Orpheus verhindert war?

Auf einmal hörte sie Hufe hinter sich trampeln, doch sie schaute nicht zurück. Sie wusste, dass es nur die Wächter sein konnten. Sie trieb ihr Pferd noch mehr an, das nun etwas schneller lief. Doch auch die Wächter hatten schnelle Pferde und holten sie immer mehr ein. Der Pfad, den sie entlang ritten, führte in den Wald und das Laub unter den Hufen von den Pferden raschelte. Von den Bäumen hingen rechts und links lange, ineinander verwachsene Äste in den Weg hinein. Niadala's Pferd schwitzte und zitterte vor Anstrengung und verlangsamte sein Tempo wieder etwas. Plötzlich peitschte Niadala einer der Äste ins Gesicht und Blut strömte von ihrer Stirn herab. Durch den Schmerz sah sie nicht mehr richtig und konnte ihr Pferd nicht mehr halten, dass nun noch langsamer wurde. Doch sie vertraute auf ihren Schimmel. Mit einer Hand hielt sie die Zügel fest, während sie mit der anderen Hand über ihr Gesicht strich, um das Blut, das nun in ihre Augen tropfte, abzuwischen. Sie kniff die Augen zusammen und gerade noch rechtzeitig erkannte sie den umgestürzten Baum, der ihr den Weg kreuzte. Schnell hielt sie die Zügel wieder mit beiden Händen fest, hob sich ein kleines Stück aus dem Sattel und passierte den Baumstamm.

Doch ihre Verfolger waren schlauer gewesen: Sie hatten eine Abkürzung genommen und holten Niadala und ihr Pferd immer mehr ein. Mit einem Mal tauchten zu beiden Seiten von Niadala zwei schwarze Pferdeköpfe auf. Es war ein Kopf – an Kopf – Rennen, die Pferde schwitzten und zitterten vor Anstrengung. Niadala trieb ihr Pferd an und flüsterte ihm Worte zu, die nur sie und ihr Pferd verstanden. Es wurde wieder schneller und ließ die beiden schwarzen, vermummten Gestalten mit ihren schwarzen Pferden immer weiter zurück. Nun ging es bergauf und der Wald führte zu einem kleinen Hügel. Immer wieder peitschten Niadala kleiner Äste ins Gesicht, und an die Arme, aber das kümmerte sie nicht weiter. Allmählich veränderte sich die Landschaft und der Wald wurde zu einer Berglandschaft, die Bäume wurden zu Felsen. Man hörte die Hufe der Pferde durch das ganze Gebirge hallen. Der Abstand zwischen Niadala's Schimmel und den zwei Rappen wurde immer größer. Plötzlich sah Niadala eine Felsspaltung auf sich zukommen, sie war sehr groß und Niadala wusste nicht, ob sie es wagen sollte, darüber zu springen oder nicht. Andererseits wurden ihre Verfolger sie einholen und alles wäre aus gewesen. Der Spalt kam immer näher auf sie zu, und Niadala flüsterte ermutigende Worte in das Ohr ihres Pferdes, trieb es an und sprang schließlich mit aller Kraft über den Spalt. Gerade noch so hatten sie es auf die andere Seite geschafft, doch ihre Verfolger dachten nicht daran, darüber zu springen, sie wussten, ihre Pferde würden das niemals schaffen. Sie zogen abrupt die Zügel ihrer Pferde an, diese bäumten sich auf und wieherten hysterisch. Sie sahen Niadala noch eine Weile nach, die vorsichtig und doch recht schnell den Steilhang auf der anderen Seite hinunter ritt. Schließlich trieben sie ihre Pferde wieder an, kehrten um und ritten schweren Gemütes der untergehenden Sonne entgegen zurück zum Schloss.

Irgendwann verlangsamte Niadala ihren Galopp zum Trab und genoss es, wie der Wind durch ihr Haar wehte und sie gleichzeitig den Geruch der Wiesen, ihres Pferdes und ihres eigenen Haares, wo ihr doch manchmal eine Strähne ins Gesicht strich, genoss.

Nach einer Weile ritt sie nur noch im Schritt und blieb schließlich an einem breitem Fluss stehen. Sie stieg von ihrem Pferd ab, klopfte ihm freundschaftlich an den Hals und ließ es trinken. Sie selber ging zum Rand des Flusses auf die Knie und betrachtete ihr Spiegelbild. Überall hatte sie Narben und Wunden, und von oben bis unten war sie verdreckt. Zwei Monate lang hatte sie unter der Gefangenschaft und Gewalt von Orpheus dargestanden. Aus Angst, Niadala könnte zu Amy gelangen und ihr die Prophezeiung verraten, hatte er sie fest genommen, ohne den anderen Völkern einen triftigen Grund zu nennen. Niadala formte ihre Hände zu einer Schale, tauchte sie in das Wasser und ließ es dann über ihr Gesicht tröpfeln. Nun also hatte sie doch preisgeben müssen, was sie gesehen hatte, und so also würde das Schicksal mit ihr spielen. Würden die Götter erbarmen haben und den Fluch aufheben? Oder würde sie tatsächlich einen solch grausamen, qualvollen Tod haben?

Was nun wohl Sypheus über sie dachte? Hielt er sie für ein Monster? Hatte er wohl auch diesen kleinen Funken von letzter Liebe gespürt, den sie empfunden hatte, als ihre Augen aufeinander trafen? Lange Zeit ist vergangen... vor drei Jahren waren sie noch glücklich zusammen gewesen. Danach hatte sich Sypheus, genauso wie sein Bruder zuvor, immer mehr und mehr der dunklen Seite gewidmet und wurde aggressiv, böseartig. Es war fast so, als wäre er sich selbst fremd geworden. Niadala kannte zu dieser Zeit ihren Mann nicht mehr, und hielt es daher für besser, sich von ihm zu trennen. Seit dem war viel geschehen, vieles, was man manchmal vielleicht gar nicht erwähnen möchte. Vieles, über das man nicht sprechen darf. Und vieles, das mit Sicherheit nicht geschehen hätte sollen. Ob er nun jemals wieder zur guten Seite zurückkehren wird? Niadala wusste es nicht und niemand, niemand konnte es sagen. Denn jene Dinge, die ihr Herz angehen, konnte Niadala nicht vorhersehen. Nur jene Dinge, mit denen sie selbst nie direkt in Berührung kam. Schließlich stand Niadala wieder auf, streichelte behutsam und sanft den Rücken und Hals ihres Pferdes, dachte an jene Zeit zurück, in der sie und Sypheus glücklich waren und ihre Augen wurden sanft und auf ihrem Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. Es war wohl das erste Lächeln seit zwei Monaten, das sie zustande brachte.

Kapitel 3: Die schwarze Hexe

„Was meinst du damit? Ich hab doch gar keine Flügel!“

„Doch, doch... ganz große, schwarze Flügel hast du!“

Was meinte die kleine Fee nur? Amy konnte sich nicht vorstellen, dass die Kleine log oder fantasierte.

„Aber ich sehe keine Flügel!“

Der blauhaarigen Fee entwichte ein herzliches, kurzes Lachen, das laut von den Höhlenwänden schallte.

„Ja klar, du kannst sie ja auch noch gar nicht sehen! Komm mit, ich zeige sie dir! Folge mir!“

Mit diesen Worten schwirrte die kleine Fee blitzschnell aus der Höhle. Amy stand auf und rannte ihr hinterher. Als sie jedoch zum Ausgang der Höhle kam, traute sie ihren Augen nicht: Die Umgebung war völlig verändert! Sie befand sich mitten in einem Wald und trotz dass sich viele, große Bäume nah aneinander räkeltten, viel genug Sonnenlicht in die Höhle. Der Ausgang der Höhle befand sich auf einem kleinen, moosbewachsenen Hügel, der steil hinabfiel. Hier und da standen Bäume, deren Spitzen bis in den Himmel hinauf zu wachsen schienen und deren Wurzeln tief in der Erde verankert und ineinander verwachsen waren. Sie verliehen dem Wald eine Art unheimliche Aura, aber die bunten Blätter wirkten dagegen fröhlich und ruhig. Wenn man glaubte, der Wald wäre ausgestorben, so hätte man sich getäuscht. Bei näherem Hinsehen sah Amy wie sich die Grashalme leicht im Wind bewegten, sie hörte, wie die Blätter rauschten und die Bäume leise vor sich hin ächzten. Eine sanfte Brise wehte ihr durch's Haar und sie zog genüsslich die frische Waldluft von feuchter Erde und saftigem Gras ein. Irgendwo in der Ferne war ein ihr unbekannter Vogel zu hören, der mit seinem Gesang die morgendliche Sonne begrüßte. Eine Art Libelle, die allerdings acht rot-gelbe Flügel hatte und größer war als eine gewöhnliche Libelle, schwirrte um Amy's Kopf, bis sie sich schließlich vergnüglich auf eine der rosanen Blüten setzte, die wohl von einem Kirschbaum herunterhingen. Der kleine Hügel auf dem die Höhle lag – Amy kam diese mit einem Mal viel kleiner vor, als es drinnen den Anschein hatte – führte auf einen Pfad hinab, der durch den tiefen Wald führte. Dahinter war zwischen dem Nebel ein großes Gebirge zu erkennen.

Plötzlich fiel Amy die kleine Fee wieder ein; doch diese war nirgends mehr zu sehen. Wo war sie nur so schnell hingeflogen?

Amy kletterte den Hügel hinunter und blieb auf dem Pfad stehen. Sie schaute nach rechts, dann nach links, doch keine Spur von der Fee. Wohin sollte sie jetzt nun gehen, in welche Richtung sollte sie sich wenden und mit der Suche beginnen? Wenn sie doch nur wüsste, wohin die Fee geflogen war! Sie wusste nicht einmal den Namen von der Kleinen und im Prinzip war sie sich sowieso nicht sicher, ob das alles hier wirklich existierte. Vielleicht war sie auch tot und das hier war so etwas wie das Paradies?

„Kleine Fee?!“, rief sie. Doch sie bekam keine Antwort.

Erneut rief Amy nach ihr. Doch der einzige, der antwortete, war nur der Wind, der sanft durch die Blätter der Bäume raschelte. Na toll, und was jetzt? Sie wusste einfach nicht wohin sie gehen sollte und fühlte sich allein und verlassen. Als die Fee bei ihr war, vergaß Amy ihre Sorgen für eine Weile, aber nun waren sie wieder da. Dylan war ermordet, man verdächtigte sie und es schien ihr so, als wäre sie hier in einer völlig anderen Welt. Langsam und vorsichtig lief sie jetzt nach rechts, den Pfad entlang. Was

hätte sie schon anderes tun sollen? Sie kannte sich hier nicht aus, und einfach nur rumstehen würde schließlich auch nichts bringen.

Während Amy den Pfad entlanglief, rief sie immer wieder nach der kleinen Fee, doch nur ein grausames, kaltes Schweigen antwortete ihr. Einmal glaubte Amy etwas hinter sich rascheln zu hören, sie drehte sich blitzschnell um, konnte aber nichts erkennen. Doch was erwartete sie? Das hier war ein Wald, hier gab es sicherlich viele Tiere, die umher streunten und das trockene Unterholz zum Knacken brachten.

Nach einer Weile gab Amy erschöpft auf, setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm, der auf der Seite lag und stütze den Kopf auf ihre Hände. Verlassene, verlorene, fremde Welt. Zum ersten Mal in ihrem Leben wünschte sich Amy, in ihrer einsamen Wohnung, ihrem „Zuhause“ zu sein, als an irgendeinem Ort, wie diesen hier. Beinahe wäre ihr wieder eine Träne entflohen, doch sie riss sich zusammen und schluckte die Tränen herunter. Heulen bringt dir jetzt auch nichts, Amy, sagte sie sich. Doch wohin nur? Zurück zur Höhle? Darauf hatte sie keine Lust, nicht noch einmal den ganzen Weg zurück! Weiter durch den Wald laufen, in der Hoffnung, mal irgendjemand zu treffen, den sie kannte – oder auch nicht kannte – und ihr sagte, wo sie sei und wohin sie gehen sollte? Auch darauf hatte sie keine Lust und außerdem war sie auch etwas erschöpft! Amy legte sich seufzend auf dem Baumstamm nieder und betrachtete die Blätter über ihr. Die Fee hatte gemeint, sie wollte Amy zeigen, welche Flügel sie hatte... doch sie verstand das nicht. Wo wollte die Fee ihr das zeigen? Sie waren mitten im Wald, hier gab es sicher keinen Spiegel oder etwas in der Art! Und wo zum Teufel war sie nur so schnell hingeflogen?

Während ihre Gedanken so um sich kreisten, würde Amy immer müder, sie hatte wohl doch in der Nacht nicht allzu gut geschlafen und schließlich fielen ihr die Augen zu und sie schlief ein.

Die Mittagssonne brannte heiß vom Himmel herab, als Amy etwas Weiches, Feuchtes an ihrer Hand spürte. Ein warmer Lufthauch ging davon aus. Langsam öffnete Amy die Augen und wäre fast zu Tode erschrocken. Neben ihr, als wäre dies selbstverständlich, stand ein grau-brauner Wolf und beschnupperte Amy's Hand mit seiner Schnauze. Als er bemerkte, dass Amy die Augen öffnete und sich langsam aufrichtete, trat er einen Schritt zurück, setzte sich auf die Hinterpfoten, legte den Kopf schief und sah Amy mit treuherzigen Augen an. Er verharrte eine Weile in dieser Haltung, doch als Amy versuchte aufzustehen, schnellte der Wolf wie vom Blitz getroffen auf, machte drei Schritte rückwärts, reckte sein Köpfchen in die Luft und jaulte der Sonne entgegen. Amy erschrak erneut; das ohrenbetäubende Gejaule war so plötzlich und unerwartet gekommen. Der Wolf hörte gar nicht mehr auf damit, und es klang irgendwie jämmerlich und mitleidend, Amy wusste gar nicht so recht, was sie tun sollte. Als sie einen Schritt auf den Wolf zumachte, trat dieser einen Schritt zurück, jaulte aber dafür umso lauter. Wenn sie einen Schritt zurück machte, trat der Wolf zwar wieder etwas näher, aber jaulte immer noch erbärmlich. Also setzte sich Amy wieder auf den Baumstamm. Plötzlich verstummte der Wolf und wie aus dem Nichts erschien mit einem Mal ein Schatten über Amy. Als sie langsam den Kopf hob, blickte sie geradewegs in das Gesicht eines Mädchens, schätzungsweise in ihrem Alter, vielleicht auch ein oder zwei Jahre älter, sie hatte eiskalte, blaue, stechende Augen, ihr langes, blondes Haar fiel ihr über die Schultern und in die Stirn und wehte leicht im Wind. Das Mädchen hatte ein braun-grünes enganliegendes Kleid an, das sehr kurz war und einen tiefen Ausschnitt hatte. Darüber trug sie eine braune Corsage, passend dazu ein brauner Gürtel, an dem ein kleines Täschchen angebracht

war. Auf dem Rücken ruhte ein Köcher, mit circa 15 Pfeilen darin, in der einen Hand hielt sie einen Bogen, die andere legte sie behutsam auf den Kopf des Wolfes, der sie nach Luft hechelnd und schwanzwedelnd liebevoll anblickte. Irgendwas war an dem Mädchen ungewöhnlich, zuerst fiel Amy nicht auf, was es sein könnte, doch dann kam es ihr in den Sinn: Ihre Ohren! Sie waren viel länger und liefen an den Enden spitz zu. Langsam und mit feindseligem Blick holte das Wesen einen Pfeil aus dem Köcher, spannte diesen auf den Bogen und richtete ihn auf Amy.

„Wer bist du?“, fragte sie mit misstrauischem Unterton in der Stimme. Amy rutschte ein Stück nach hinten, sie hatte Angst. Von einem Pfeil aufgespießt zu werden war sicher nicht lustig. Immer noch musterte sie Amy argwöhnisch und spannte ihren Pfeil und Bogen noch fester. Doch Amy brachte kein Wort über die Lippen, es war, als wäre sie gelähmt. Wie oft sie solche Situationen schon erlebt hatte. Und wie immer waren solche Reaktionen in solchen Situationen völlig unpassend.

„Auf jeden Fall bist du nicht von hier“, sagte auf einmal die Frau, hielt aber ihren Pfeil und Bogen immer noch genauso fest wie vorher. Amy wollte aufstehen, doch sie konnte sich nicht bewegen. Auf einmal surrte etwas direkt an ihrem Ohr vorbei und blieb in einem der Bäume hinter ihr stecken.

„Rede oder der Nächste trifft!“ Erneut holte die Elfe einen Pfeil heraus, spannte diesen und zielte auf Amy.

Gerade als der zweite davonschoss und Amy nur knapp verfehlte, wohl auch mit Absicht, um ihr einen Schrecken einzujagen und sie zum Reden zu bringen, rief eine vertraute Stimme:

„Nicht, Sartena! Hör auf damit!“ Ein blaues Kügelchen kam schnell herbei geflogen, und stellte sich zwischen Amy und die Elfe. Dann machte es ein lautes „Plock“ und die blaue Kugel verwandelte sich in ca. 10-cm-großes, blauhaariges und – äugiges Wesen mit durchsichtigen Flügelchen und einem blauen Kleidchen an.

„Du darfst ihr nichts tun! Sie ist meine Freundin!“

Amy war etwas erstaunt, dass die kleine Fee sie gleich als Freundin bezeichnete; sie kannten sich ja noch nicht sehr lange, aber es tat gut, mal wieder dieses Wort zu hören. Welche Gefühle doch nur die Bedeutung eines einzigen Wortes hervor rufen konnten. Langsam ließ die Elfe ihren Pfeil und Bogen sinken, schaute aber immer noch misstrauisch drein.

„Ach, Ashayu, du bist es! Ich hätte ihr auch nichts getan; so habe ich doch mit Absicht daneben geschossen, nur um zu erfahren, wer sie ist“, sagte sie als wäre dies doch selbstverständlich.

„Außerdem ist sie nicht von hier, sie gehört keiner der Völker oder Rassen an, die es hier gibt, das hat mich doch dann sehr misstrauisch gemacht“, fuhr sie fort.

„Vielleicht ist sie ein Engel“, vermutete die kleine Fee. „Ich wollte ihr nur ihre Flügel zeigen, aber auf einmal war sie weg“. Die beiden reden über mich, als wär ich gar nicht hier, dachte Amy, außerdem ist wohl eher die kleine Fee auf einmal verschwunden, anstatt ich. Damit die beiden bemerkten, dass Amy lebte und keine eingefrorene Marionette war, hielt Amy es an der Zeit, sich von dem Baum zu erheben und ein, zwei Schritte auf die beiden Wesen zuzumachen. Diese wandten verwundert den Blick zu Amy, als hätten sie eben erst bemerkt, dass Amy sowohl aufstehen als auch laufen könne.

„Bist du denn ein Engel?“, fragte die Elfe neugierig.

„Nicht, das ich wüsste, ich bin eigentlich ja ein Mensch und ich kann auch gar keine Flügel sehen“

„Menschen? Die gibt es hier nicht! Hmm.. wenn du deine Flügel noch nicht sehen

kannst, dann wirst du wohl wirklich von einer anderen Welt stammen“, dachte die Elfe laut nach.

Die Fee schwirrte vor Aufregung um den Kopf des Wolfes herum, der sich hingelegt hatte, nun aber aufstand und versuchte nach der blauhaarigen Kleinen zu schnappen, diese jedoch kümmerte sich nicht darum, sondern gab vielmehr halb-kichernde und halb-wimmernde Laute von sich. Es sah aus, als würden die beiden vertraut miteinander und würden spielen.

„Am besten du kommst erstmal mit zu unserem Dorf. Hier im Wald lauern zu viele dunkle Gestalten, als das man sich hier unentwegt über solche Dinge unterhalten könnte. Tut mir auch leid, dass ich zuerst auf dich schießen wollte, aber hier muss man wirklich immer auf der Hut sein, wenn man auf der Straße beziehungsweise im Wald herumschleicht. Und ich hab wirklich noch nie jemanden wie dich gesehen, mit eingeklappten, rabenschwarzen Flügeln und so ohne weiteres und ohne Sorgen friedlich auf einem Baum schlafend.“

Das glaubte Amy der Elfe auf´s Wort.

So also liefen die vier unterschiedlichen Genossen durch den Wald, allerdings nicht auf dem Pfad, sondern kreuz und quer zwischen den Bäumen hindurch, da die Elfe – und auch die Fee meinten, dies sei zu gefährlich und es würden zu viele dunkle Gestalten herumstreuen.

Amy staunte nicht schlecht, als sie das Dorf erblickte. Holzhäuser reihten sich aneinander, mal größere, mal kleinere, die meisten waren mit Schlingpflanzen bedeckt, einige hatten kleinere Gärten vor dem Haus, die liebevoll und reichhaltig gepflegt waren. Das Dorf stand mitten im Wald, jedoch auf einer riesigen Lichtung, wo das Sonnenlicht wie eine Flut das Dorf erhellte. Jemand der sich in diesem Wald nicht wirklich gut auskannte, der hätte diesen Ort wohl nie zu Gesicht bekommen. Sartena erklärte Amy, das auch nur sehr wenige bei diesem Dorf vorbeikommen würde, was ihnen Sicherheit und Schutz bot, denn die Bäume standen in diesem Wald so dicht, das kaum einer den Weg hierherfinden würde, ohne sich zu verirren. Nur die Elfen wüssten ganz genau, wo ihre Dörfer lägen, allerdings auch nur die eigenen, in denen sie geboren wurden. Wobei sich natürlich schon der ein oder andere Elf in einem anderen Dorf wieder gefunden hätte, aber wer weiß, ob dies nicht dem Schicksal überlassen war. Offenbar, so dachte Amy, glaubt man in dieser Welt an Schicksal. Warum auch nicht? Wer kann uns schon sagen, das alles, was wir tun, jeder Schritt den wir machen, jede Entscheidung, die wir treffen, alles, was wir sagen und denken nicht vorherbestimmt ist? Wer kann schon sagen, ob es ein Schicksal gibt oder ob alles dem Zufall überlassen ist?

Die Antwort ist: Niemand.

Ashayu fügte dem zu, sie würde an das Schicksal glauben, doch diese Geschichte wollte die kleine Fee erst später erzählen, zuerst müsste das Wichtigste geklärt werden: Wer Amy ist und war, woher sie kommt und wo sie ist.

So also schlenderten sie zu einer der Hütten, wobei die Blicke der anderen Elfen ihnen, oder viel mehr Amy, folgten und ein Tuscheln wie eine Windböe durch das Dorf fegte.

Die Hütte war klein, doch trotzdem war genügend Platz für zwei Personen. Sartena erklärte Amy, dass sie hier mit ihrem Mann wohne, den sie vor nicht allzu langer Zeit geheiratet habe, der jedoch Mitglied des roten Aufgangs sei und in eine andere Gegend stationiert worden war. Als Amy fragte, was der rote Aufgang sei, bat Sartena zuerst, Platz zu nehmen. Amy ließ sich auf einen roten, samtweichen Sessel nieder,

Ashayu setzte sich auf ihren Schoß und Sartena nahm gegenüber platz.

„Der rote Aufgang ist eine Gemeinschaft, die gegen die schwarze Dämmerung kämpft. Die schwarze Dämmerung wiederum ist eine Gemeinschaft, die alles zerstört, vernichtet, auslöscht was lebt, denkt, spricht, sich bewegt. Egal ob schuldig oder unschuldig, egal ob sie einen Grund haben, sie töten einfach. Egal ob Tiere, Pflanzen oder Fabelwesen. Unter anderem betreiben sie schmutzige Geschäfte, handeln illegal mit Waren um biologische Waffen herzustellen. Man weiß nie was sie als Nächstes vor haben. Jeder fürchtet sie, wer diese Gemeinschaft aber gründet und führt, weiß niemand so genau. Ich könnte noch so einiges erzählen über die schwarze Dämmerung, aber es ist besser, wenn man nicht zu viel über sie weiß, denn jene, die zu viel wussten, wurden gnadenlos umgebracht. Um gegen diesen Geheimbund anzukämpfen, hat man den roten Aufgang gegründet.“, erzählte Sartena, während sie Amy einen Tee eingoss. Amy blickte bestürzt auf ihre Tasse. Selbst hier herrscht Krieg und Vernichtung. War es hier vielleicht sogar noch schlimmer als auf der Erde?

„Diese Welt, in der ich hier bin, heißt also Atlanera?“, Sartena und Ashayu nickten, „Habt ihr jemals etwas von der Erde gehört?“

„Nein, wir kennen diesen Ort nicht. Wo liegt der denn?“, fragte Ashayu neugierig.

„Wenn ich wüsste, wo ich bin“, seufzte Amy, „könnte ich es euch vielleicht sagen. Aber ich hätte nie gedacht, dass es eine andere Welt außer unserer gibt.“ In Gedanken fügte sie noch hinzu: Ich wollte ja weg und fliehen, aber doch nicht so weit weg und nicht an einen Ort, den ich überhaupt nicht kenne.

Verzweifelt und nicht-wissend wo sie war, verschränkte sie ihre Arme auf dem Tisch, legte ihren Kopf darauf und betrachtete die Verzierungen ihrer Teetasse. Wenn sie doch nur nach Hause könnte! Wieder zurück in ihre Höhle, oder endlich aufwachen würde, und feststellen könnte, das alles wäre nur ein Traum gewesen!

Die letzten Vorbereitungen wurden getroffen. Tische und Bänke wurden herbeigetragen und aufgereiht, Holzscheite wurden gesammelt und auf einen Haufen geworden. Dann wurde das Lagerfeuer entzündet, von der Küche fegte ein köstlicher Duft herbei. Jeder der Elfen hatte sich fein herausgeputzt, die besten und schönsten Kleider angezogen, die Haare vornehm frisiert und den wertvollsten Schmuck herausgekrant und angelegt. Erst jetzt wurde Amy bewusst, wie viele Elfen hier lebten; es waren hunderte, und anscheinend noch längst nicht alle, die es auf Atlanera gab. Sartena erzählte, es würde noch mehr Dörfer geben, man wüsste nicht genau, wie viele, aber in etwa 10 bis 15 wären es schon. Schließlich war alles vorbereitet und das Fest konnte beginnen. Noch an jenem Abend, an dem Amy hier im Dorf antraf, bekamen die Elfen die Nachricht, dass ihre Männer, die Mitglieder des roten Aufgangs waren, die erste Schlacht gegen die schwarze Dämmerung relativ gut überstanden hatten. Es waren zwar viele gefallen, und viele Mitglieder der schwarzen Dämmerung waren immer noch am Leben, aber dennoch gelang es ihnen, einige Dörfer und andere Stämme zu schützen. Sie wussten allerdings, dass dies nur ein kleiner Erfolg war, denn es war nicht die schlimmste Schlacht bislang gewesen, und sie wussten insgeheim, dass die schwarze Dämmerung erneut angreifen würde. Die Männer von den Elfen würden in etwa drei Tagen hier wieder angekommen, sich einige Tage ausruhen können, bis eine Nachricht vom Oberhaupt ihr nächster Missionsort preisgeben würde. Trotzdem die schwarze Dämmerung deutlich in der Überzahl war, gab der rote Aufgang nie auf, und nur mit der Hilfe des Schützenden Volkes, ein weiterer Geheimbund, konnten sie sich gegen die Angriffe auf die Dörfer schützen. Und sie gaben nie auf. Allerdings starben immer mehr in den Schlachten und niemand wusste,

wie lange der rote Aufgang noch gegen die schwarze Dämmerung ankommen würde und wie lange Atlanera noch leben würde. Amy spürte, das hier extrem schwere Zeiten herrschten.

Doch im Moment wollte niemand daran denken, sondern nur den gelungenen Sieg feiern. Amy bekam von Sartena ein wunderschönes Kleid zum Anziehen und sie sah darin einfach bezaubernd aus. Das Kleid war schwarz, hatte jedoch an den Seiten weiße Streifen, an denen ebenfalls weiße Bänder waren. Sartena band ihr das Kleid hinten zu, während Ashayu Amy's Haare flechten wollte. Die Fee und die Elfe waren mittlerweile richtig gute Freunde von Amy geworden. Amy bekam von Sartena noch eine Halskette geschenkt, mit weißen Perlen, die leicht rosa schimmerten und ihr Dekolleté betonte. Schließlich war auch Amy fertig und das Fest konnte beginnen. Als sie aus der Hütte trat, staunte sie: Das Lagerfeuer brannte schon in großen Flammen, einige Feen spielten auf Flöten, Trommeln und anderen Instrumenten. Einige andere tanzten dazu, wieder andere tischten das Essen auf. Es war ein buntes Treiben. Amy, Sartena und Ashayu setzten sich an einen der Tische und begannen zu essen. Es gab gebratenes Fleisch, welches köstlich schmeckte, sowie auch Gemüse und Obst, das Amy ebenfalls kannte – aus ihrer Welt. So also kam sie sich doch nicht völlig fremd vor. Als sie fertig mit Essen waren, hörten die Elfen auf zu spielen und ein alter, grauer Mann humpelte nach vorne auf ein Podest und begann eine Geschichte zu erzählen. Amy hatte selten so viel gelacht, er hatte wirklich eine tolle Gabe, Mimik und Gestik so miteinander zu verbinden, das er das gesamte Elfenvolk zum Lachen brachte. Schließlich trauten sich immer mehr Elfen, ihre Geschichten loszuwerden. Andere wiederum machten Kunststücke vor: Ein Elf hatte brennende Holzreifen in der Hand, durch die sich sein Wolf zu springen traute. Es gab Seiltänzer, die waghalsige Verrenkungen in 20 Meter Höhe vorführten, es gab eine Gruppe junger Elfenmädchen, die zu orientalischer Musik vortanzten. Es gab Jongleure, Flaschenmusiker, Komiker, Geschichtenerzähler, Tänzer, Sänger und vieles, vieles mehr. Es wurde getanzt, gespeist, gelacht, geredet, gesungen, es wurde einfach gefeiert. Amy wurde mit einem Mal klar, was es hieß, wenn jemand sagte, man solle das Leben genießen.

Es war schon spät, und die meisten Elfen waren schon in ihre Hütten gegangen. Nur Amy und Sartena – Ashayu hatte sich ebenfalls schlafen gelegt – waren noch wach. Einige anderen Elfen grohlten betrunken, mit der einen Hand die Krüge voll Bier in der Hand, mit der anderen sich beim anderen einrenkend, sangen sie Lieder, die keiner verstand und schaukelten im Takt – sowahr man dies so bezeichnen konnte – mit. Amy und Sartena saßen am Lagerfeuer, aßen noch geröstete Brötchen und schauten hinauf in den Nachthimmel. Sartena erklärte Amy die Sternbilder, wie sie hießen und wofür sie standen. Amy hörte gespannt zu, es faszinierte sie, wieviel Sartena über Astronomie und Mythologie wusste. Gerade, als Amy den letzten Bissen ihres Brötchens runtergeschluckt hatte, und sich die Geschichte von Kassiopeia, die einst Königin von Äthiopien war, anhören wollte, verfinsterte sich der Himmel mit einem Mal. Zuerst kümmerten sich Amy und Sartena nicht weiter darüber, da sie dachten, es würden nur einige Gewitterwolken aufziehen. Als jedoch kein einziger Stern mehr am Himmel zu erblicken war, richtete sich Sartena voller Entsetzten auf. Sie schaute sich um; sie waren noch die einzigen, die hier waren, die betrunkenen Elfen waren wohl nun auch in ihre Hütten verschwunden. Amy fragte sich, was Sartena habe und starrte in ihre geweiteten Augen.

„Komm mit! Schnell!“, rief sie, packte Amy am Arm und zog sie mit sich. Sartena

zitterte am ganzen Körper.

„Aber was hast du? Das sind doch nur ein paar Wolken!“, versuchte Amy zu sagen, doch Sartena schnitt ihr das Wort ab.

„Das sind nicht nur ein paar Gewitterwolken, der Himmel verfinstert sich, es kommt ein großes Unheil auf uns zu, ich spüre es, in der Luft liegt eine dunkle Aura.“

„Was? Welches Unheil meinst du? Es kommt doch nur ein Gewitter auf!“

Plötzlich hielt Sartena inne, trat Amy gegenüber und sah sie durchdringend an.

„Hör zu, ich weiß zwar nicht ob es so ist, denn ich habe nur davon gehört, aber wenn sich der Himmel derart verfinstert, kann sich nur eine Person unserem Dorf nähern: Die schwarze Hexe. Sie vernichtete alles, was ihr in die Quere kommt!“ Mit diesen Worten packte sie Amy erneut am Arm und zog sie mit sich. Zur gleichen Zeit fing es an zu regnen, und ein Donner grollte.

„Was? Wer ist die schwarze Hexe?“, rief Amy gegen den aufkommenden Sturm an.

„Keine Zeit für Erklärungen! Wir müssen von hier verschwinden, so schnell wie möglich!“

„Aber was ist mit den anderen? Sie haben keine Ahnung“

„Sie werden es sicher auch schon bemerkt haben.“ Dessen allerdings war sich Amy nicht ganz sicher. Auf einmal zuckte ein Blitz vom Himmel herab, und hätte sich Sartena nicht auf Amy gestürzt, und sie zu Boden gerissen, wären jetzt alle beide vom Blitz getroffen worden. Nur etwa ein Meter von ihnen entfernt hatte der Blitz in das trockene Gras eingeschlagen und es entflammt, was wiederum merkwürdig war, da Blitze eher in äußerst hohe und gutleitende Gegenstände und Gebäude einschlugen. Allmählich hatten sich immer mehr dunklere Wolken am Himmel gesammelt, sie alle scheinten allein ihre tödenden Blicke auf das Dorf geworfen zu haben. Das Unwetter tobte, der Sturm bebte, die Blitze zuckten, die Donner grollten. Viele Elfen stürmten schreiend aus ihren Hütten, doch einige hatten das Unwetter wohl noch nicht bemerkt, oder zumindest deren Bedeutung nicht. Alle hofften auf Entkommen, doch plötzlich erschienen wie aus dem Nichts vom Wald dunkle Gestalten, eingemummt in lange, schwarze Gewänder, alle einen Stab haltend, den sie im Takt auf den Boden schlugen, dabei kleine Funken versprühen ließen, die das trockene Gras zum Brennen brachten. Zwischen den Flammen näherten sie sich mit unheimlichen Gesang von allen Seiten dem Dorf, und nun wusste jeder: Es gab kein Entkommen mehr. Entsetzen und Schrecken machte sich breit, jeder schrie und floh um sein Leben, doch jeder wusste, es würde das Ende sein. Amy und Sartena verloren sich in dem Getümmel, alle Elfen und Wölfe rannten durcheinander, manche versuchten die dunklen Gestalten mit ihrem Pfeil und Bogen zu erschießen, doch es half nichts, die Pfeile flogen durch die Gestalten hindurch, als würden sie gar nicht existieren. Einige kamen ins stolpern, auch Amy verlor ab und zu den Boden unter den Füßen, rappelte sich aber im nächsten Moment gleich wieder auf. Die Gestalten gingen auf die Elfen zu, klammerten ihre knochigen Hände an deren Hälsen, packten zu, erstickten sie – und sie zerfielen zu Staub. Ein Elf nach dem anderen wurde getötet, ein Elf nach dem anderen zerfiel zu Staub. Nur die Schreie, die im ganzen Wald zu hören waren, war das einzige was noch blieb. Schließlich, als nur noch wenige Elfen am Leben, erschien *sie*. Amy wusste, dass *sie* es war. Langes, schwarzes Haar fiel von ihrer Schulter herab, eine schwarzes Gewand hatte sie an, und ihre gelben Augen leuchteten so stechend und eiskalt wie die eines Dämonen. Das Gefühl das sie ausströmte, war wie eine Welle der Kälte. Nicht einmal Zorn oder Hass verspürte Amy, sondern nichts anderes als Kälte. Mit einem Mal stand sie vor ihr. *Die schwarze Hexe*.

„Amilia..“, flüsterte sie, sah sie mit ihren angsteinflößenden Augen an, „Du willst

wissen, wer du bist? Ich zeige es dir!“ Ihre Worte klangen eisig und grausam. Dann zog die schwarze Hexe einen Stab unter ihrem Mantel hervor und richtete ihn auf Amy. Das letzte, was Amy wahr nahm, war ein grünes Licht, das auf sie zu schoss. Sie dachte noch, dass schon lange niemand mehr sie mit ihrem vollständigen Namen angesprochen hatte, ehe sie bewusstlos zu Boden sank.

Das einzige, was man in diesem Dorf noch auffinden konnte, war Verwüstung und Zerstörung. Kein einziger Elf hatte überlebt, nicht einmal die Kinder hatten sie verschont. *Niemand war mehr am Leben. Niemand, außer vielleicht Amy?*

Kapitel 4: Schwere Vergangenheit

Niadala wusste, sie durfte keine Zeit verlieren. Sie musste Amy so schnell wie möglich finden und ihr die Nachricht überbringen, welche Mission sie hier erwartete. Sie versuchte, ihre Gedanken zu befreien und Amy zu orten, doch sie fand keine Spur von ihr. Seltsam, dachte sie, das ist mir noch nie passiert. Erneut versuchte sie es, vielleicht hatte sie sich einfach nicht genug konzentriert? Wieder sammelte sie ihre Energie, suchte Amy's Geist, doch irgendetwas blockte sie ab. Sie sah nur Dunkelheit um sich herum, und schließlich gab sie wider Willen auf. Vielleicht wäre es klug, erst einmal in der Vergangenheit von Amy zu forschen, sie hatte vor drei Tagen bei Orpheus, viele Ängste und große Traurigkeit von ihr gesehen. Ihre größte Angst war, allein gelassen zu werden. Dann waren da unverheilte, verletzte Risse in ihrer Seele, ihr Geist war unvollständig. Auch das hatte die Wahrsagerin nie zuvor gesehen. Doch bevor sie in Amy's Vergangenheit eindrang, wollte sie zuerst nach Hause reiten, zu ihrem Versteck. Hier am Fluss war es zu gefährlich, solche Dinge zu unternehmen, es gab viele Wesen, die hier herumlungerten und in ihren Geist einzudringen versuchten, und dann das sehen würden, was sie sah. Das wollte Niadala auf keinen Fall riskieren, es herrschten schwere Zeiten und man wusste nicht, wem man trauen könnte und wem nicht.

So also setzte sich Niadala auf, sattelte ihren schönen Schimmel, der aber umher tänzelte und Niadala fast auf den Fuß getreten wäre.

„Ruhig, Arbadon, ganz ruhig“, beruhigte sie ihn und legte ihm behutsam die Hand auf den Rücken. Allmählich hörte er auf zu tänzeln und ließ sich den Sattel umlegen. Dann zog sie ihn an, doch wie immer hatte sich ihr Hengst aufgebläht und nun saß der Sattel locker. Also gurtete sie ihn nochmal nach und stieg dann auf. Sobald sie ihm die Fersen in die Seiten gestemmt hatte, trabte er auch schon erfreut los, dem morgendlichen Sonnenlicht entgegen.

Niadala's Haus – oder viel mehr ihr Versteck – lag in einer kleinen Schlucht im Gebirge. Vom Fluss aus war es bis dahin nicht sehr weit, man brauchte nur etwa zwei Stunden. Allerdings waren die Wege dort sehr schmal und steil, sodass es an manchen Stellen so gefährlich war, dass man diese nicht mit dem Pferd passieren konnte. Letztendlich führte ein steiler Weg zuerst durch eine kleine Höhle, bei der er schließlich langsam wieder abflachte und in der Schlucht endete. Ob dieser steinene Weg allerdings von Menschenhand oder von Mutter Natur geschaffen wurde, vermag niemand zu sagen. In der Schlucht selbst ragten riesige Felswände empor, somit war hier das perfekte Versteck, denn sie boten Schutz vor Angriffen von Feinden und vor Unwetter. Das einzige, worauf man hier Acht geben musste, waren die Adler. Man sollte stets aufpassen, dass kein Adlernest in der Nähe war, oder man einem solchen Nest nicht zu nahe kam, denn was ihre Kinder anbelangte, so gingen die Adler auf Leben und Tod, aber ansonsten waren sie eher friedliche Zeitgenossen. Zwischen den hohen Felswänden stand eine alte Ruine, die viel mehr einem verfallenen Tempel glich. Nur noch die Säulen standen und darüber ein kleines Vordach, und würde man diesen Tempel nicht näher betrachten, so würde man denken, er sei nur verfallen, einsturzgefährdet und nicht weiter interessant. Im Inneren des Tempels aber fand man einen kleinen Spalt. Jedoch könnte man auch mit diesem nichts weiter anfangen, denn kaum ein Mensch hätte hindurch gepasst, dafür war er viel zu schmal. Was das

Interessante hier war, verbarg sich hinter dem Spalt. Doch wer würde schon darauf kommen, eine Statue aus Stein, mit der Form eines Löwen, zu verschieben, sodass sich eine der Wände bewegt und eben diesen Spalt in eine so große Öffnung verwandelt, dass ein Mensch – oder auch Fabelwesen - mit einem Pferd und vielleicht sogar noch ein kleiner Wagen hindurchgepasst hätten? Das „Löwenherz“, wie die Statue genannt wurde, geriet bei den meisten Menschen in Vergessenheit, so wie vieles, was alt, unbenutzt und verfallen war, in Vergessenheit geriet. Niadala selbst entdeckte diesen Geheimgang wohl nur durch Zufall, allerdings, so schien es ihr, wurde sie wie von Zauberhand an diesen Ort gelenkt. Oder sollte man erwähnen, sie hatte sich wohl eher verlaufen in dem großen, weiten Gebirge und war auf neugierige Weise diesem Weg, der durch die Höhle führte, gefolgt und hatte dann diesen Tempel erblickt? Damals, vor etwa 10 Jahren hatte sie eine bestimmte Aura von dem Tempel aus gespürt, ging hinein, hatte den Spalt erblickt, wollte allerdings wieder zurücktreten, fiel – aus einem unbedeutendem Grund – über ihre eigenen Füße, suchte Halt am Kopf des Löwen, rutschte ab, wobei die Statue sich verschob und den Eingang freigab und landete letztendlich doch auf ihrem Hintergesäß. Von da an beschloss Niadala dieses Versteck zu ihrem Zu Hause zu machen. Natürlich hatte sie auch noch ein anderes Haus, welches nicht versteckt lag, aber in den letzten Jahren lebte sie nur noch hier. Still und leise in Einsamkeit schwelgend, darüber nachgrübelnd und stets auf neuen Spuren, welche Grauen Atlanera als nächstes bevor standen, lebte sie hier.

Am Eingang des Verstecks führte zuerst eine große, breite Treppe tief unter die Erde. Ab hier begann ein langer Korridor, in dem sich zwei Türen befanden. Die eine Türe führte zu einem riesigen Raum, den Niadala als Stall für Arbadon, ihren Schimmel gemacht hatte. Jeder würde jetzt denken, in so einem stickigen Raum unter der Erde hält sie ihr Pferd? Doch sobald man den Stall betrat, wurde einem klar, dass dies kein gewöhnlicher Raum war. Anstatt den kleinen Fackeln, die es im Korridor gab, war hier eine riesige, kugelformige Lampe. Der gesamte Raum war erhellt, als würde das Sonnenlicht durch dutzende Fenster scheinen, doch es schien nicht durch die Fenster hindurch – da es hier ja keine gab – sondern die Lampe erhellte diesen Raum. Solche Lampen, die das Sonnenlicht einfangen konnten, waren nur äußerst selten und sehr teuer. Es waren auch an den Wänden weiße, tränenformige Steine angebracht, die dem Raum die stickige Luft entnahm, diese umwandelte zu frischer Luft und wieder hinausströmte. Somit war hier immer frischer Sauerstoff und genug Licht.

Niadala führte nun ihr Pferd in diesen Raum, sattelte es ab, rieb es trocken und ließ es schließlich trinken und fressen. Dann macht sie auf dem Absatz kehrt, ging wieder hinaus und steuerte auf die andere Tür zu. Hinter dieser befand sich ein Gemeinschaftsraum, er enthielt 3 große, weinrote Sessel und ein Sofa, die um einen Tisch herum standen. Ebenfalls war hier ein offener Kamin und einige Bilder von den Vorfahren von Niadala blickten von den Wänden herab. Dieser Raum lud einen sofort zu einer gemütlichen Tee- oder Kuschelrunde ein. Niadala zündete den Kamin an, legte noch einige Holzscheite darauf und ließ sich in einem der Sessel nieder. Endlich zu Hause, dachte sie. Doch ihr blieb nicht viel Zeit zum Faulenzen, schließlich wollte sie ja mehr über Amy's Vergangenheit wissen. Es war sehr wichtig für sie, denn nur dann wusste sie, wie sie auf Amy zugehen sollte. Außerdem hatte Amy in ihrer letzten Vision sehr verletzt und einsam gewirkt, und gerade dem wollte sie entgegen wirken. Nur wer eine Mission auch erfolgreich meistern will, braucht viel Selbstbewusstsein und muss erst zu sich selbst finden.

Niadala schloss die Augen, konzentrierte sich, dachte intensiv an Amy, und ließ ihre Vergangenheit rückwärts abspielen. Die Gedanken und Bilder flohen zu schnell weg,

als das Niadala viel gesehen hätte. Trotz dass sie nur Amy's wichtigsten Erinnerungen sehen wollte, wusste sie, dass es viel Arbeit geben würde und dass die Suche nach Amy wohl noch etwas warten musste. Schließlich kam Niadala mit ihren Gedanken zu jener ersten wichtigen Erinnerung, die sie sehen wollte und die ihr vielleicht schon einiges erklären könnte. Sie sah ihre Vision in der Sicht von Amy, wie sie diese Erinnerung im Gedächtnis hatte und ihre Gedanken.

Es war Frühling. Die Sonne schien, die Vögel zwitscherten und die Blumen blühten. Ich sah aus dem Fenster hinaus, wie gerne wäre ich jetzt einfach nur hinaus gerannt, hätte die Blumen und Wiesen betrachtet, denn tollen Frühlingsduft eingeatmet und das Leben genossen!

„Amy, aufwachen! Stell dich bitte dahin... da nach rechts, neben deinen Bruder! Hallo, hörst du mich denn nicht, träumst du etwa schon wieder?“

Natürlich hörte ich sie, meine Mutter schrie mir ja förmlich in die Ohren. Also stellte ich mich wider Willen neben meinen Bruder. Er schaute etwas nachdenklich auf mich runter, doch ich ignorierte ihn. Ich träume nun mal gerne, das geb ich ja zu, aber muss man mich dafür jedesmal so grausam aus den Gedanken reißen und mich mit derart komischen Blicken bestrafen?

„Matt, willst du nicht den Arm um deine Schwester legen?“

„Nein.“

„Das würde aber wirklich nett aussehen.“

Genervt legte mein Bruder den Arm um mich, bedacht darauf, mich bloß nicht zu berühren.

Was nur heute mit ihm los war? Eigentlich hatte ich ihm nichts getan, und sonst kam ich immer bestens mit ihm aus. Naja, wie das Leben eben so spielte.

Meine Mutter befahl nun meinem Vater sich hinter uns zu stellen, der nur noch schnell seinen Anruf beendete, und sein Handy weglegte. Das war wieder klar, mein Vater konnte an keinem Ort ohne sein Handy auskommen und jedes Mal wenn wir irgendwo hingingen, rief irgendein Depp aus der Firma an und wollte etwas „sehr wichtiges“ mit ihm besprechen.

Meine Eltern standen nun hinter uns, legten erst sich die Arme um und ließen ihre Hände dann schließlich auf unseren Schultern ruhen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, keiner hatte so richtig Lust auf dieses „tolle Familienfoto“ – bis auf meine Mutter natürlich. Die fand in letzter Zeit sowieso alles „toll“, und „nett“.

Bis dann endlich, nach langem Hin- und Her und den verrücktesten und unmöglichsten Verrenkungen meine Mutter fand, dass die jetzige Position wohl die Beste sei, oder vielmehr es keine bessere mehr gab, und mein Vater schon leicht gequält drein blickte, gab sie dem Fotograf das Zeichen, ein Blitzlichtgewitter loszulassen.

„Bitte lächeln, ihr Süßen!“, flötete der Typ von „Funny Photo's“. Also entblößten wir alle unsere Zähne zu einem gezwungenem Lächeln, was irgendwie krankhaft aussah, wie ich später feststellte. Ich hoffte noch, dass keine Spinatreste vom Mittagessen zwischen meinen Zähnen klebte.

„Das wird ein süßes Foto, ihr Süßen!“, trällerte der „Funny Photo's“ – Typ. Irgendwie fand er immer alles süß, dachte ich später. Bestimmt war er schwul, oder wie meine Mutter jetzt vornehm ausdrücken würde: „Anders als wir“.

Schließlich war das Foto fertig, und wenn man dachte, damit wäre es getan, so hat man sich getäuscht. Meine Mutter wollte ja noch Einzelfotos machen, die wir uns dann geben konnten, und wenn dann mal einer nicht da wäre, könnte man sie angucken und ganz arg doll an denjenigen denken. Ach nein, wie süß! – Ich fand's furchtbar. Auf was für Ideen

kommt meine Mutter eigentlich immer? Sie hat deutlich ein Problem damit, sich selbst zu beschäftigen. Und ich glaube, niemand wollte wirklich an den anderen denken, wenn der weg war, zumindest auf keinen Fall mein Vater. Der hatte nur seine Arbeit im Kopf, denn wenn er weg war, dann nur auf Geschäftsreise. In Urlaub gingen wir schließlich nie, obwohl wir es uns im Prinzip tausendmal leisten könnten!

Also stellten wir uns nacheinander nochmal alle auf, und ließen die Einzelfotos machen. Niemand strengte sich wirklich dabei an, gut auszusehen, weil jeder sowieso die Bilder später irgendwo hinlegen würde, in irgendeine Schublade hinein und nur rauskramen würde, wenn unsere Mutter sich daran erinnerte, dass wir ja noch Einzelfotos hatten. So konnte sie auch nicht auf die Idee kommen, diese Bilder einrahmen und in unserem „tollen“ Haus aufzuhängen, wo jeder unsere gequälten Gesichter sehen konnte und den Kommentar „ach ihr seht alle so gut aus“, abgeben konnte. Sowas nervte. Naja, bis auf meine Mutter, die nervös an ihren Haaren rumzupfte, am liebsten nochmal ihre Wimperntusche nachgezogen hätte und Posen machte, wie ein Filmstar, der einen Oscar gewonnen hatte. So war sie nunmal, meine Mutter! Total anderst als ich, dachte ich zumindest immer. Als nun endlich diese Foto´s bei „Funny Photo´s“ gemacht wurden, und der „anders als wir“-Fotograf entzückt war, wollten wir schon unsere Sachen zusammen packen und eigentlich dieses komische funny Photohaus schnellstens verlassen. Doch Moment, da fiel doch meiner Mutter noch eine grandiose Idee ein: Wir könnten doch noch Zweier-Fotos machen, die lieben Kinder zusammen und die lieben Eltern zusammen. Ich glaubte allmählich, meine Mutter fühlte sich hier richtig wohl. Mein Vater allerdings war kurz vor dem Explodieren.

„Muss das denn jetzt wirklich sein?“

„Ach, das wäre doch so nett.“

Richtig, das hätten wir beinahe vergessen. Aber unsere allerseits geliebte Mami hatte uns daran erinnert. Also stellten wir uns noch ein letztes Mal auf – wobei mein Vater das „letzte Mal“ richtig betonte und mein Bruder stimmte ihm zu. Auch ich hatte allmählich genug! Allmählich? Nein, eigentlich nicht. Am Anfang war ich ja noch einverstanden und fand die Idee auch ganz „nett“, aber als ich das Fotohaus sah, wusste ich, das es mir in dem funny „anders-als-unser“ – Haus mit dem „anders-als-wir“ – Typ nicht gefallen würde.

Endlich, und Gott sei Dank von ganzem Herzen, war unser „Familienfototag“ bei Funny Photo´s fertig und wir konnten jetzt selig über viele neue Foto´s – funny Foto´s natürlich – nach Hause gehen!

Niadala hatte einige Male schmunzeln müssen, und die Erinnerung wäre noch weiter gegangen, aber ab diesem Punkt wäre sie nicht mehr wichtig gewesen. Man spürte deutlich, dass auch da schon ein angespanntes Familienverhältnis herrschte. Amy musste zu diesem Zeitpunkt etwa 12 Jahre alt gewesen sein. Niadala wollte gerade ihre Gedanken beenden, sich von Amy´s Geist lösen und sich schlafen legen, als sie plötzlich eine neue, extrem wichtige Erinnerung spürte. Sie lag allerdings viel weiter zurück als der Familienfototag, hatte aber einen ungemeinen Drang, sich in ihr Gedächtnis zu rufen. So etwas war ihr noch nie passiert und es wunderte sie, dass sie diese Erinnerung nicht schon vorher gespührt hatte. Niadala dachte, vielleicht würde es nicht schaden, diese Erinnerung noch anzusehen, wer weiß, was sie daraus noch erfahren könnte.

Ich hörte eine Türe knallen. Schnell ließ ich meine Spielsachen liegen, rannte die Treppe runter auf den Flur. Doch keiner war da. Aber ich hatte doch eine Türe knallen hören?

„Mami..? ... Bist du das?“ Ich sah hinten in der Küche jemanden stehen und öffnete langsam die Türe.

„Schatz, komm ruhig rein, ich hab dir etwas mitgebracht. Es liegt auf dem Tisch“. Erfreut riss ich die Türe vollends auf und stürzte in die Küche. Da lag ein Teddybär auf dem Tisch, ich nahm ihn in die Hand und meine Augen strahlten.

„Oh Mami, der ist wunderschön! Danke!“

Doch meine Mama hörte mir nicht zu. Sie telefonierte. Sie hatte mich nicht gehört. Traurig ließ ich den Blick senken, immer telefonierte sie so viel. Nie hatte sie Zeit. Ich drückte den Teddy an mich. Er fühlte sich so weich an.

Auf einmal hörte ich, wie an der Haustüre ein Schlüssel im Schloss herumgedreht wurde. Ich schaute zu meiner Mama. Doch sie bemerkte es nicht, sie telefonierte immer noch. Die Türe ging auf und durch den Spalt von der Küchentür sah ich meinen Papa herein kommen. Er sah irgendwie verwirrt und aufgeregt aus. Er stürzte durch den Flur auf die Küche zu, stieß die Tür mit einem Schlag auf, er hatte mich wohl nicht dahinter stehen sehen, ich war wohl zu klein. Die Tür knallte gegen mich und ich flog auf den Boden. Mein Papa bemerkte mich nicht.

„Lilia, komm schnell! Matt ist etwas passiert!“

Meine Mama legte schnell den Hörer auf und sah besorgt zu meinem Papa. Ich hatte keine Ahnung worum es ging, ich hatte nur den Namen Matt verstanden, den Namen meines Bruders, der 3 Jahre älter war als ich. Langsam richtete ich mich wieder von dem kalten Fliesenboden auf, straffte mein Kleidchen, das ganz zerknittert wurde.

„Was ist passiert?“

„Ich weiß es nicht genau, einer der Nachbarn hat gesagt, er hätte vor einer halben Stunde bei uns angerufen, weil die Polizei bei uns geklingelt habe, aber niemand hätte aufgemacht. Es wäre auch niemand ans Telefon gegangen.“

„Es war eben niemand da! Ich kam auch gerade eben erst nach Hause!“

„Ich weiß, los komm, wir sollten schnell losgehen! Ich starte schon mal den Wagen!“

Mein Papa rannte an mir vorbei, aus dem Haus. Er hatte mich immer noch nicht bemerkt.

„Schatz, Amy, mein Liebling“, meine Mama ging auf mich zu und kniete sich auf meine Höhe, sodass ihr Gesicht auf der gleichen Höhe wie meines war.

„Wir sind bald wieder da! Mach dir keine Sorgen, ich hab dich lieb, meine Kleine! Papa und ich sind bald wieder zurück!“

„Mach dir keine Sorgen, Mama, ich pass schon auf mich auf!“ Meine Mama lächelte, strich mir über den Kopf und gab mir ein Küsschen auf die Wange.

„Bist doch schon ein großes Mädchen!“ Dann war sie weg. Die Haustür fiel zu, und der Nachklang vom Zufallen klang noch lange in dem Flur wieder. Auf einmal kam mir der Flur und das Haus wieder richtig still und groß vor. Jetzt war ich wieder allein. Natürlich hatte ich das Telefon und die Klingel gehört, aber meine Mama sagte stets, ich soll nie ans Telefon oder an die Haustüre gehen, wenn ich allein im Haus war. Mein Bruder war oft bei seinen Freunden und meine Eltern auf Geschäftsreisen. Ich war also oft allein im Haus. Und bisher war ich noch nie ans Telefon oder an die Haustüre gegangen, wenn es geklingelt hatte. Und bisher hatte das auch immer so gut geklappt. Ich verstand damals auch gar nicht, weshalb ich das nicht machen sollte. Meine Mama sagte nur stets, damit mir niemand etwas tun könne. Aber ich war doch stark, wer soll mit schon etwas tun? Ich war nur einsam. Aber es machte mir nichts aus, allein zu sein. Ich war es gewöhnt. Aber was war mit Matt passiert? War ich vielleicht Schuld daran, weil ich nicht ans Telefon und nicht an die Haustüre gegangen bin? Meine Mama und mein Papa schauten sehr ernst aus, und mein Papa hatte mich nicht bemerkt. Waren sie etwa sauer auf mich? Hatte ich einen Fehler gemacht? War ich etwa daran Schuld?

Mit einem Mal hörte die Erinnerung auf. Niadala dachte noch lange darüber nach. Es war wohl das erste Mal gewesen, dass sich die damals noch sehr kleine Amy solche Fragen gestellt hatte. Hatte sie ab hier vielleicht ihr Selbstbewusstsein verloren, weil sie sich Vorwürfe gemacht hatte? Oder war dies zumindest der Anfang? Amy musste schätzungsweise 4 oder 5 Jahre alt gewesen sein, und Niadala hatte noch nie jemanden kennen gelernt, der sich in diesem Alter schon solche Fragen stellte. Diese Erinnerung machte Niadala irgendwie traurig und sie hätte zu gern gewusst, wie es weiter ginge. Was mit Matt passiert war und ob sich Amy immer noch Vorwürfe machte. Doch für heute hatte sie genug gesehen, sie war müde und legte sich schlafen. Allerdings schlief sie in dieser Nacht sehr unruhig.

Kapitel 5: Fragen suchen Antworten

Amy's Kopf brummte und ihre Füße taten weh. Sie fühlte sich wie ausgemergelt, kam sich richtig dünn vor. In ihrem Magen machte sich ein leeres Gefühl breit, und ihr wurde leicht schwindlig. Sie setzte sich auf, und sah sich um; sie befand sich in einer kleinen, leeren Kammer. Es gab hier keine Fenster, nur eine Türe, die – worüber sich Amy wunderte – einen Spalt breit offen stand. Sie war auch nicht gefesselt und es standen auch keine Wachen herum, die sie daran hindern könnten, aufzustehen. Durfte sie hier etwa frei herumlaufen und sich bewegen?

Amy stand langsam auf, ging einige Schritte in der Kammer umher und sah sich um. An der Wand waren Inschriften mit roter Farbe gemalt, die Amy nicht indentifizieren konnte. Auch einige Zeichnungen waren eingraviert, eine davon zeigte von einer großen Schlacht, eine andere von vier verschiedenen Wesen, die wie Götter dargestellt wurden. Die Kammer selber war nicht groß – vielleicht etwa 4 Meter auf 6 Meter, doch der Raum war völlig leer, was ihn größer wirken ließ. Es gab nicht einmal ein Bett, deshalb musste Amy wohl lange Zeit auf dem kalten Betongboden gelegen haben, denn ihr tat alles weh und es schien so, als hätte sie sich erkältet. Schließlich schritt sie vorsichtig auf die Türe zu, schaute nach draußen, doch es war keine Menschenseele zu sehen. Langsam schob sie die Türe ganz auf und vor ihr erstreckte sich eine Landschaft, die es sicher nur im Märchen gab. Ein langer Balkon führte an ihrer Türe vorbei, und neben der Kammertüre befanden sich noch unzählige weitere solcher Türen. Waren das etwa alles Kammern? War sie hier vielleicht in einem Gefängnis, bei dem man sich frei bewegen konnte? Selbst wenn, Amy wollte hier nicht länger verweilen, die Geschehnisse der letzten Nacht kamen ihr wieder in den Sinn und es lief ihr kalt den Rücken herunter. Sie schauderte, schloss die Augen und zwang sich zu einem anderen Bild in ihrem Gedächtnis. Allmählich glaubte sie wirklich, dass sie eine Pechmarie war und der Tod alle ihre Freunde verfolgte, bis ihr niemand mehr blieb. Fast schien es so, als wäre es ihr Schicksal, immer allein zu sein. Doch es macht ihr nichts aus, sie war ja schon immer allein gewesen, sie war es ja gewohnt, das redete sie sich zumindest immer ein.

Von dem Balkon führte nun eine riesige Wendeltreppe in einen Park, oder wie auch immer man dies beschreiben möchte. Ungefähr direkt am Ende der Wendeltreppe, einige Meter entfernt befand sich ein schmaler Fluss, der von dem Gebirge herunterfloss, das sich weiter hinten sehen ließ. Allerdings war Amy dem Gebirge nun viel näher als im Wald, der Fluss mündete weiter unten im Tal, doch das Gebäude und die kleine Wiese lagen auf einer kleinen Anhöhe. Es hatte wohl geregnet, denn hinter dem Gebirge schien ein Regenbogen in den erdenklichsten Farben, die es gab, das Gras war nass und auch auf der Wendeltreppe glitzerten einige Wasserperlen, was ihr einen silbernen Schimmer verlieh. Die Sonne stand schon tiefer, um ihr herum einige Wolken, die von den Sonnenstrahlen rosa durchleuchtet wurden. Auch im gesamten Tal, selbst im Gebirge schien alles rosa zu glänzen und zu scheinen. Auf dem Fluss spiegelte sich die Sonne wieder, mit ihren gelben, orangenen, roten und rosanen Farben. Alles in allem sah diese Landschaft einfach umwerfend aus.

Amy schritt vorsichtig die Wendeltreppe hinunter, bedacht darauf, mit ihren nackten Füßen auf dem glatten, weißen Stein, der noch immer vom Regen nass war, nicht auszurutschen. Sie hob sie am Geländer fest, doch viel Nutzen brachte ihr das nicht, denn das war ebenfalls nass. Doch schließlich war sie unten sicher angekommen, und

schaute sich um. Da erblickte sie auf einmal ein großes, rundes Becken, dass aus dem gleichen Stein gebaut war wie das Gebäude. Sie hatte dieses von dem Balkon aus gar nicht gesehen, denn es lag etwas darunter und man konnte es nur sehen, wenn man sich von Oben über das Geländer lehnte, doch dann auch nur in einem bestimmten Blickwinkel. Langsam schritt Amy zu dem Becken hinüber, es hatte Verzierungen am Rand und an dem Sockel, auf dem es ruhte. Außerdem war es randvoll mit Wasser gefüllt. Amy sah näher hin, das Wasser glitzerte so silbern. Dann griff sie vorsichtig mit der Hand hinein und zuckte schnell wieder zurück. Dies hier war kein Wasser, diese Flüssigkeit hatte sich ungewöhnlich glibbrig und schleimig angefühlt und es war dickflüssiger als Wasser. Was konnte das nur sein?

„Wie ich sehe bist du erwacht“, hörte Amy plötzlich eine Stimme hinter sich sprechen. Sie erschrak, drehte sich ruckartig um und blickte geradewegs in das Gesicht der schwarzen Hexe. Doch sie sah mit einem Mal gar nicht mehr so furchterregend aus wie in der Nacht zuvor. Ihr schwarzes Haar dagegen wirkte umso länger, ihre Gesichtszüge etwas weicher, das grausame Leuchten in ihren Augen war erloschen, vielmehr sahen ihre grauen Augen völlig ausdruckslos aus und ihr langer, schwarzer Mantel hatte sie auch abgelegt. Stattdessen trug sie ein enganliegendes, schwarzes Gewand, das ab dem Knie unten zu einem durchsichtigen, langen Rock endete. Auch die Kälte, die sie ausstrahlte war schwächer geworden, doch trotzdem fröstelte Amy leicht. Oder tat sie das nur, weil eine Wolke sich vor die Sonne geschoben hatte und ein leichter Windstoß ihr entgegenwehte?

Die schwarze Hexe schmunzelte leicht und ging langsam auf Amy zu, wobei sie jeden Schritt betonte.

„Drei Tage warst du bewusstlos, dass ist wirklich beachtlich, andere vor dir lagen mindestens fünf Tage im Tiefschlaf“

Was meinte sie mit „andere vor dir“? Wie viele waren ihr wohl schon zum Opfer gefallen und bewusstlos geworden? War das hier wirklich eine Art Gefängnis? Tausend Fragen durchschwirrten Amy's Kopf. Dann blieb die schwarze Hexe stehen.

„Mach dir doch nicht so viele Gedanken. Würde ich dir irgendetwas anhaben wollen, so hätte ich das schon längst getan.“

Amy war überrascht, konnte sie etwa Gedanken lesen?

„Ja, kann ich. Allerdings sollte man diese Fähigkeit nie zu leichtfertig einsetzen.“

„Warum hast du das Dorf angegriffen? Warum hast du die Elfen umgebracht? Und warum hast du mich verschont?“. Jetzt schritt die schwarze Hexe langsam an Amy vorbei und blieb ihr gegenüber auf der andere Seite des Beckens stehen.

„Du bist ganz schön neugierig.“

„Warum hast du sie umgebracht?“, Amy's Worte waren fast nur noch ein Flüstern und sie versuchte die Tränen zu unterdrücken.

„Es liegt in meiner Natur zu töten, so wie es in deiner Natur liegt zu lieben.“

„Ist das alles?“

Die schwarze Hexe seufzte: „Ich bin ein Schattenwesen. Ich selbst töte niemanden, nur meine Wächter tun dies.“

„Aber du befiehlst es ihnen!“, in Amy machte sich allmählich eine Wut breit.

„Richtig. Aber sie haben sich mir freiwillig angeschlossen, da sie erhoffen, meine Macht zu erlangen. Dadurch tun sie das, was ich sage. Ich musste die Elfen auslöschen, weil ich keine Zeugen wollte, die mir dabei zusehen, wohin ich dich bringe. Wie ich schon sagte, es liegt in meiner Natur zu töten, dies ist meine Bestimmung, würde ich sie leugnen, wer weiß, was dann mit mir geschehen würde.“

„Warum hast du mich hierher gebracht? Und woher kennst du meinen Namen?“

„Es herrschen schwere Zeiten. Hier kennt jedes höhere Wesen deinen Namen, jeder hat auf dich gewartet. Doch du bist zur falschen Zeit am falschen Ort aufgetaucht. Somit steht das Schicksal unvorhersehbar in den Sternen. Niemand weiß, ob Atlanera untergehen wird oder es erneut eine Schlacht bewältigen kann.“

„Aber was habe ich damit zu tun?“

„Das sollte dir jemand anders sagen, ich bin nicht dafür vorgesehen.“

Amy runzelte die Stirn.

„Für was bist du dann vorgesehen?“

Die schwarze Hexe sagte nichts, und Amy glaubte schon, sie hätte ihre Frage nicht gehört, doch dann ging sie zwischen den Säulen, die den Balkon hielten, durch ein kleines Tor in das Gebäude und kam nach wenigen Minuten mit einem Fläschchen wieder, das eine gelbe Flüssigkeit enthielt. Sie öffnete die Flasche, trat an das Becken heran und ließ von der gelben Flüssigkeit drei Tropfen in das Becken gleiten. Das Silber und Gelb vermischte sich.

„Sieh in das Becken“, sagte die schwarze Hexe und trat zurück.

Amy machte einen Schritt voran, beugte sich über das Becken, doch sie konnte nichts erkennen. Sie wollte schon wieder zurück treten und sagen, dass sie nichts Besonderes sah, als plötzlich ein Gesicht erschien. Amy indentifizierte dies als ihr eigenes und allmählich wurde ihre ganze Statur sichtbar. Dann schreckte sie zurück: Ihr Gesicht veränderte sich auf einmal vollkommen. Ihr Teenagerspeck war weg, ihr Gesicht schien etwas markanter, ihr Augen leuchteten in einem stechendem Gelb, ihre Zähne waren länger als sonst und scharf. Besonders ihre Forderzähne fielen auf. Ihre Haare waren schwarz, darüber einige blonde Strähnen und sie fielen ihr bis über die Schulter, ins Gesicht und in die Augen. Ihre Augen selbst waren schwarz umrandet, als hätte sie zu viel Kajal benutzt und ihre Augenlider waren blutrot. Sie hatte immer noch das Kleid an, das ihr Sartena gegeben hatte. Doch etwas ließ sie nicht mehr los: Es waren die riesigen, schwarzen Flügel auf ihrem Rücken. Amy erkannte sich nicht wieder.

„Bin das etwa ich?“, raunte sie. Das war doch unmöglich! Wo waren ihre einst so tiefbraunen Augen, ihre braunen Haare, woher kamen diese Flügel und wieso sahen ihre Augen so furchtbar aus?

„Auch du hast dich verändert, als du in diese Welt gekommen bist.“

„Aber wieso habe ich mich derart verändert?“

Amy trat wieder von dem Becken zurück, sie wollte ihr eigenes Spiegelbild nicht mehr sehen.

„Nun was meinst du? Wie fühlst du dich, wenn du dieses Spiegelbild siehst? Du willst es nicht sehen, hab ich Recht?“ Amy nickte unsicher.

„Konntest du es denn früher sehen, als du normal aussahst? Sei ehrlich zu dir selbst.“, fragte die schwarze Hexe und sah Amy durchdringlich an.

„Nun ja... nein, eigentlich fand ich mich nie besonders hübsch. Aber jetzt wünschte ich, ich hätte man früheres Aussehen wieder.“

„Genau hier liegt das Problem.“

„Ich verstehe nicht ganz.“

Die schwarze Hexe schmunzelte leicht und schaute Amy mit einem „Du-musst-noch-viel-lernen“-Blick an.

„Wo liegt das Problem?“

Die schwarze Hexe schwieg, drehte sich um und es schien zuerst so, als wolle sie Amy zurücklassen und die große Wendeltreppe hinaufschreiten, als sie sich nochmal umdrehte.

„Folge mir.“

Mit diesen Worten stieg sie die Wendeltreppe hinauf, wobei die Regentropfen auf den Stufen und dem Geländer, mit jedem Schritt wo die Hexe machte, gefrieren. Unsicher folgte Amy ihr, wobei sie sich nicht ganz sicher war, ob sie ihr trauen konnte oder nicht. Vorsichtig setzte sie Fuß vor Fuß und klammerte sich am Geländer fest, um nicht auszurutschen. Als sie oben angekommen waren, brannten Amy's nackten Füße von der vereisten Treppe. Die schwarze Hexe deutete Amy, ihr zu folgen und ging den langen Balkon entlang bis zu der letzten Türe. Sie öffnete diese und ließ Amy eintreten. Sie befanden sich in einer riesigen Eingangshalle und Amy staunte über die Eisskulpturen und den Eisboden. Überhaupt war hier alles aus Eis, alles glänzte, schimmerte und Amy sah dutzendfach ihr Spiegelbild. Dann fiel ihr Blick nach Oben an die Decke, doch verwunderlicherweise war da gar keine Decke, sondern über ihr erstreckte sich der offene Sternenhimmel. Doch nicht allein nur Sterne waren zu sehen, auch Lichter in den verschiedensten Farben und Amy fragte sich, ob dies wohl den Polarlichtern glich.

Fünf Türen waren auf der rechten Seite, auf der linken dagegen keine einzige, ungefähr in der Mitte des Raumes führte eine breite Eistreppe nach oben auf eine Galerie. Dort gab es noch vier weitere Türen.

Dieser Raum wirkte so majestätisch und magisch, dass Amy's Augen sich gar nicht mehr davon trennen wollten. Amy trat vorsichtig an die zwei Eisskulpturen, zwei Raubkatzen, die am Treppenanfang rechts und links standen. Vorsichtig hob sie ihre Hand und streckte sie nach den Statuen aus. Sie waren nur kühl, aber nicht zu kalt. Die schwarze Hexe dagegen räusperte sich, und wieder schien es so, als würde sich ein kleines Schmunzeln auf ihrem Gesicht offenbaren, doch konnte man dies nie genau sagen. Unter dem Blick der Hexe zog Amy ihre Hand schnell zurück.

„Du bist wirklich sehr neugierig“, sagte die Hexe freundlich, aber bestimmt. Dann steuerte sie auf die breite Eistreppe zu und während sie hinaufging erklärte sie Amy, was es mit den Eisskulpturen auf sich hatte.

„Sie sind Abbilder meiner einst treuesten Gefährten. Leider sind sie in einer Schlacht vor rund 50 Jahren verschollen. Ich weiß nicht, ob sie nur irgendwo untergetaucht sind und noch leben oder ob sie in der Schlacht gefallen sind. Als Zeichen ihrer Treue und ihrer Feundschaft ließ ich jeweils eine Statue von ihnen machen. Ich wünschte, sie würden eines Tages plötzlich auftauchen und wieder an meiner Seite stehen, doch wer vermag schon zu sagen, was die Zeit einem bringt?“

Amy schwieg. Die Hexe hatte Recht und 50 Jahre waren eine bedenkliche Zeit. Amy fiel es schwer, sich vorzustellen, dass die Hexe, deren Aussehen einem Alter von 20 entsprach, wirklich schon über 50 Jahre alt sein sollte.

Endlich waren sie auch an dieser Treppe oben angelangt und die schwarze Hexe öffnete eine der Türen.

Auch dieser Raum war mit einem Eisboden ausgestattet. Eine Reihe von Fenstern, die vom Boden bis zur Decke reichten, befanden sich auf der gegenüberliegenden Seite vom Eingang. Riesige, blaue Vorhänge schmückten die Fenster, zwei blaue Sessel und ein Sofa zierten sich dazu, ein großes Regal mit einer Buchauswahl, die Amy ihr ganzes Leben bisher noch nicht gesehen hatte, stand an der rechten Wand des Zimmers. Ein offener Kamin lächelte einem von der linken Seite aus zu, in dem allerdings nicht etwa eine normale Flamme loderte, sondern eine eisblaue, darüber waren Bilder von kunstvolle Zeichnungen, die von Schlachten und anderen Fabelwesen zeigten. Auf der anderen Seite hing ein Selbstportrait von der schwarzen Hexe, die elegant auf einem großen, silbernen Stuhl saß. Sie hatte einen kleinen Spiegel in der Hand und

der Rahmen des Bildes war ebenfalls silber, mit kunstvollen Verzierungen bedeckt. Sobald sie das Zimmer betraten, gingen automatisch die silbernen Kronleuchter an und erhellten den Raum. Draußen begann es schon zu dämmern. Die schwarze Hexe deutete Amy, sich in einen der Sessel zu setzen, während sie hinüber zu den Fenstern ging und die Vorhänge zuzog.

Auf einmal klopte es an der Tür und ein Mädchen, etwa zwei Jahre jünger als Amy, kam mit einem kleinen Speisewagen herein. Sie deckte den Tisch mit zwei Tassen, goss darin Tee ein, stellte eine Schüssel mit Früchten und eine weitere mit Gebäck hin, während sie den Blick immer gesenkt hielt. Sie hatte ein weißes Kleid an, ihre Haare waren nach hinten gebunden und in ihrem Haar steckte eine wunderschöne Blume.

„Danke, Sathira, du kannst dich nun ausruhen“, sagte die schwarze Hexe freundlich. Das Mädchen nickte schüchtern, nahm den Speisewagen wieder mit und schloss die Türe leise hinter sich zu. Amy fragte sich, ob das Mädchen wohl in den Diensten der schwarzen Hexe stand, und wenn, wie lange sie wohl schon für sie arbeitete.

Die schwarze Hexe setzte sich Amy gegenüber.

„Nimm dir ruhig, es ist genügend da, ich denke, du wirst sicher hungrig sein.“

Amy schwieg, griff sich einen Keks und biss hinein. Die schwarze Hexe schien wieder zu schmunzeln, nahm ihre Tasse in die Hand und trank einen Schluck.

„Nun, du hast dich vorher gefragt, was es mit deinem jetzigen Aussehen auf sich hat.“ Amy nahm ebenfalls einen Schluck Tee, und er tat gut, nach dem ganzen Eis und der Kälte.

„Ich verstehe nicht, wieso ich mich derart verändert habe! Ich sehe irgendwie mitleidend und völlig...“

„...fertig und deprimiert aus. Ich weiß“, die schwarze Hexe suchte nach Amy's Blickkontakt und als sie diesen gefunden hatte, fuhr sie schließlich fort: „Lass es mich so erklären: Du hast in deiner Vergangenheit viel Schmerz empfunden, du hast eine verletzte Seele, du bist immer mehr kaputt gegangen, bis du dir irgendwann selbst Schmerzen zugefügt hast.“

„Ich weiß nicht, was du meinst“, rief Amy überrascht.

„Ich rede von den Narben an deinem Unterarm.“

Amy zuckte zusammen. Woher wusste die schwarze Hexe davon? Sie konnte die Narben nicht sehen, denn das Kleid überdeckte Amy's Unterarm.

„Fünf Jahre sind eine lange Zeit, obwohl es manchen nicht lange vorkommt. Hab ich nicht Recht, wenn ich sage, dass du dir immer noch die Schuld gibst an dem Unfall deines Bruders und an seinem Tod? Gibst du dir nicht immer noch die Schuld daran, dass deine Eltern sich nicht bei dir melden und dich und deinen Bruder im Stich gelassen haben? Gibst du dir nicht die Schuld daran, dass du deinen Freund Dylan nicht aufgehalten hast, weswegen er ermordet wurde? Du gibst dir doch selbst die Schuld daran, dass die Elfen, deren Wölfe und die kleine Fee tot sind, weil du meinst, du hättest etwas unternehmen können, obwohl du nicht in der Lage dazu warst?“

Amy senkte den Blick und eine Minute des Schweigens entstand. Dann stand die schwarze Hexe auf, ging zum Fenster, zog den Vorhang ein Stück zurück und blickte nach draußen.

„Du kannst Dinge, die passiert sind, nicht wieder rückgängig machen. Du kannst die Zeit nicht aufhalten, ebensowenig kannst du alles verhindern, was geschieht. An dem Unfall deines Bruders warst weder du Schuld noch sonst irgendwer, du warst noch klein, du wusstest nicht, was richtig oder falsch war. Du bist auch nicht Schuld daran, dass dein Bruder tot ist oder dass deine Eltern nicht bei dir leben und sich nicht um dich kümmern. Sie haben dich im Stich gelassen, nicht du sie. Außerdem habe ich die

Elfen und die Wölfe umgebracht, und nicht du. Wenn jemand bestraft werden sollte, dann ich. Nur ich und meine Wächter tragen die Schuld daran.“ Die schwarze Hexe machte eine Pause, doch Amy schwieg. Sie hatte noch nie jemandem zuvor von ihren Schuldgefühlen erzählt, niemand hatte je mit ihr darüber geredet und ihr gesagt, sie wäre nicht Schuld. Amy hätte nie gedacht, dass es ihr so gut tun würde, einmal mit jemandem über ihre Vergangenheit zu reden, auch wenn Amy nur zuhörte, und nicht wusste, was sie sagen sollte. Allmählich verstand sie, warum sie dieses Aussehen in dieser Welt angenommen hatte.

„So lange du immer noch glaubst, du bist an allem Schuld, wirst du dieses Aussehen haben. Denn in dieser Welt zeigt dein Aussehen deine innersten, tiefsten und ehrlichsten Gefühle. Einzig und allein deine Flügel kann ich dir abnehmen, alles andere allerdings hängt von dir ab. Es wird sich nicht von Heute auf Morgen ändern, du musst an dir arbeiten, bis du wieder dein Selbstbewusstsein erlangt hast.“

Die schwarze Hexe zog den Vorhang wieder zu, drehte sich um und setzte sich wieder hin.

Amy blickte immer noch auf ihre Teetasse. Die schwarze Hexe hob überrascht die Augenbrauen.

„Nun? Ich hätte jetzt erwartet, dass du mich mit Fragen löcherst.“

Amy hob langsam den Blick.

„Woher weißt du das alles?“

Die schwarze Hexe schien wieder zu schmunzeln.

„Ich weiß alles über deine Vergangenheit, Amy. Jedes einzelne Detail. Von deiner Geburt an bis jetzt. Und woher ich das weiß? Nun ja, man könnte sagen, ich habe es vielmehr gesehen.“

„Dann ist es also wahr, was sie sagen? Du bist eine Hexe?“

„Diesen Namen hab ich mir wohl in den letzten Jahren angeeignet“, sagte sie nachdenklich, „ich glaube, kaum jemand kennt noch meinen wahren Namen: Shaidala. Schwarze Hexe werde ich wohl genannt, weil ich vielleicht viel mit Magie zu tun habe und schon viele Wesen getötet habe, vielleicht auch zu viele, wer weiß. Aber du kannst mich ruhig Shaidala nennen, das wäre mir ehrlich gesagt auch lieber als „schwarze Hexe“, das klingt so düster.“

„Verstehe..“, sagte Amy, doch dann verfiel sie wieder in Schweigen. Shaidala hingegen trank ihren Tee aus und nahm eine der tischtennisball-großen Erdbeeren und stopfte sich diese in den Mund.

„Du hast doch gesagt, du bist ein Schattenwesen und es läge in deiner Natur zu töten. Aber wieso hast du mich dann nicht getötet?“

Shaidala schluckte ihren letzten Bissen hinunter, ehe sie antwortete:

„Es wäre mir wohl nicht gelungen, dich zu töten. Sobald ich dich berühren würde, würde meine Haut verbrennen und ich würde in Flammen aufgehen. Das wollte ich nicht riskieren, außerdem bist du eine wichtige Person für Atlanera. So jedenfalls steht es in der Prophezeiung.“

„Was denn für eine wichtige Person?“

„Das sollte dir lieber jemand anders erklären, ich weiß nicht allzu viel darüber. Nur so viel: In der Prophezeiung steht, dass du diejenige sein wirst, die Atlanera vor dem Untergang bewahrt.“

Amy fragte sich, was sie wohl ausrichten konnte. Wieso gerade ich? Ich bin doch nur ein gewöhnliches Mädchen, dass eben mit den Problemen ihres eigenen Lebens fertig werden muss! Was soll ich denn nur hier tun? Was wird mir bevorstehen?

„Du wirst die Antwort schon bald haben, nur Geduld. Allerdings sehe ich, dass du noch

mehr Fragen auf dem Herzen hast.“

„Wie kann es sein, dass es eine andere Welt gibt außer der Erde?“

„Ist das wirklich die Frage, die du stellen willst? Überlege gut.“

Amy runzelte die Stirn: „Träume ich etwa nur?“

Shaidala schien wieder zu schmunzeln.

„Nein“

„Bin ich tot?“

„Gegenfrage: Würde Gott dich mitten in eine Schlacht schicken, wenn du sterben würdest?“

„Gibt es denn einen Gott?“

„Glaubst du denn, dass es dich wirklich gibt?“

„Wieso auch nicht?“ Amy verstand nicht, worauf die Wahrsagerin hinauswollte, sie war doch aus Fleisch und Knochen.

„Dein Körper existiert, das ist richtig. Aber wer sagt uns, ob es eine Seele gibt? Wer kann uns sagen, ob wir wirklich existieren oder selbst nur ein Trugbild sind?“

„Ich verstehe immer noch nicht.“

„Was würdest du sagen, wenn du eines Tages erfahren würdest, dass du gar nicht existierst, sondern nur ein weiterer Teil eines Puzzles bist, das nur darauf wartet, an die richtige Stelle gesetzt zu werden? Was wäre, wenn das alles, was hier geschieht, gar nicht wirklich geschieht, sondern du tatsächlich nur träumst? Was wäre, wenn dein ganzes bisheriges Leben auf der Erde nur ein Scheinleben gewesen wäre, aber dein richtiges Leben erst hier beginnt? Man kann nicht sagen, ob Gott wirklich existiert oder nicht, genauso wenig kann man sagen, ob man selbst wirklich existiert. Du wirst zwar von den anderen gesehen und beachtet, aber wer kann uns sagen, dass du dir das nicht einfach nur einbildest? Weißt du nun, was ich meine?“

„Ich denke schon“, sagte Amy unsicher. Die Worte von Shaidala verwirrte sie.

Dann entstand wieder eine Pause des Schweigens. Shaidala beobachtete Amy interessiert, als würde sie nur darauf warten, dass sie ihre nächsten Fragen stellte.

„Wenn es einen Gott gibt, warum lässt er dann so etwas wie Krieg zu?“

„In welche Richtung willst du jetzt diese Diskussion lenken? Wir haben nicht viel Zeit und ich denke, du hast noch längst nicht alles gefragt, was du wissen wolltest.“

Amy senkte den Kopf, Shaidala wusste offenbar besser als sie selbst, was wirklich in Amy vorging, doch Amy selbst wusste nicht, welche Fragen sie stellen sollte.

„Du hast gesagt, du könntest mir meine Flügel abnehmen. Kann ich denn mit diesen Flügeln auch fliegen?“

„Du könntest fliegen, allerdings wird es einige Wochen dauern, bis du richtig gut fliegen könntest. Außerdem ist es nicht gut, wenn jeder deine Flügel sieht, dein Aussehen ist auch ohne deine Schwingen viel zu riskant.“

„Wieso?“

„Nun ja, zum ersten würde dich jeder erkennen. Zum zweiten: Was glaubst du, stellen schwarze Flügel am ehesten dar?“

„Ich weiß es nicht..“

„Natürlich weißt du es“, unterbrach Shaidala Amy, „denk nur einmal gut nach. Welche Wesen haben schwarze Flügel?“

„Vielleicht.. gefallene Engel..?“, fragte Amy unsicher.

„Richtig. Und wodurch fallen Engel?“

„Ich weiß nicht sicher.. wenn sie Gott verraten haben?“

Shaidala nickte.

„Aber ich habe Gott doch gar nicht verraten.“

„Wobei wir wieder bei der Diskussion von vorhin wären. Du hast gefragt, ob es einen Gott gibt. Du gleichst einem gefallenen Engel, allerdings weiß man auch nicht, ob es wirklich Engel gibt. Selbst hier nicht, wo es so viele Fabelwesen gibt, aber du bist unter anderem der lebende Beweis dafür. Daher scheint es, als hättest du Gott verraten, da du ein Engel bist, müsstest es theoretisch auch einen Gott geben.“

„Das heißt also, es gibt Gott und ich habe ihn verraten?“

„Somit wären wir nun beim zweiten Punkt angelangt, so langsam scheinst du auch die richtigen Fragen zu stellen. Nun ja, die Theorie, dass es Engel gibt, wäre zum Teil schon einmal bestätigt. Aber die Tatsache, dass Engel nur fallen, wenn sie Gott verraten haben, ist noch längst nicht bewiesen. Du beispielsweise hast nicht Gott verraten, sondern jemand anderen.“

Amy erschrak. Wen könnte sie verraten haben? Ihre Eltern? Aber Shaidala meinte doch, sie wäre nicht schuld daran, dass ihre Eltern sie verlassen haben. Oder Dylan? Er wurde doch ermordet, sie hatte damit nichts zu tun. Auch den Tod ihres Bruders konnte sie nicht verhindern, das hatte die schwarze Hexe ja bestätigt. Wen also könnte sie noch verraten haben?

„Wie ich sehe, steigt dein Selbstvertrauen allmählich. Ich hoffe ich kann dich heute noch so weit bringen, dass deine Flügel gänzlich verschwinden.“, auf Shaidala's Gesicht breitete sich wieder ein Schmunzeln aus, aber diesmal war es deutlich zu sehen.

„Wen hab ich verraten?“

„Oh, Amy, du musst noch einiges lernen. Vor allem das zusammensetzen von Puzzleteilen deiner eigenen Gedanken. Den einzigen, den du verraten hast, ist dich selbst. In eurer Welt nennt man dies - so glaube ich - Depression. Du scheinst in ein dunkles Loch zu fallen, alles um dich herum wird schwarz und du kommst einfach nicht mehr raus. Entweder du grabst weiter in deinem Loch herum, bis du gänzlich von der Erde verschluckt wirst oder du schreist um Hilfe, bis dir jemand ein Seil zuwirft. Wobei wir nun immer dem Wesentlichen näher kommen, und wie ich vorhin schon erwähnte; ich kann dir zwar ein Seil zuwerfen, aber herausklettern aus deinem Loch musst du selbst.“

„Aber was kann ich tun, dass ich mein Selbstvertrauen wieder erlange?“

„Genau auf diese Frage habe ich die ganze Zeit gewartet, wobei du dir schon fast selbst die Antwort gegeben hast. Um dein Selbstvertrauen wieder zu erlangen, zählt im ersten Moment nur eines: Der Wille dazu! Hast du den, so fällt dir einiges schon mal viel leichter. Dann solltest du niemals aufgeben, diesen Spruch, den man ja so oft hört und schon beinahe nicht mehr hören kann. Ein weiteres wichtiges Argument ist, dass du alles was du jemals in deiner Vergangenheit erlebt hast, verarbeiten musst. Ich denke, ich liege richtig, wenn ich sage, dass du so etwas noch nie gemacht hast und deine Sorgen immerzu mit dir rumschleppst.“

„Und.. wie kann ich alles verarbeiten?“

„Rede mit irgendjemand darüber, ich würde mich ja anbieten, aber leider haben wir nicht allzu viel Zeit, dann könntest du alles aufschreiben, das würd ich dir am Anfang empfehlen und als letztes könntest du deinen Schmerz einfach hinausschreien. Du wirst sehen, das alles würde helfen, solange du es ernsthaft versuchst und daran glaubst.“

„Wieso haben wir nicht allzu viel Zeit?“

„Mitglieder der schwarzen Dämmerung. Sie sind hierher auf dem Weg, noch versuchen meine Wächter sie abzuwehren, aber lange wird meine Armee wohl nicht durchhalten.“

„Was ist wenn wir die Mitglieder des roten Aufgangs um Hilfe bitten?“

Shaidala entwischte ein kurzes Lachen, dann stand sie auf, holte eine Kerze von einem der Regale und stellte sie vor sich auf den Tisch.

„Ich bin ein Schattenwesen, was meinst du, wieviele Mitglieder ich schon umgebracht habe? Sie würden mir niemals helfen, sie würden mich festnehmen. Außerdem möchte ich nicht, dass sie meinen Aufenthaltsort erfahren, nur meine Wächter und Dienerinnen wissen diesen.“

Shaidala setzte sich wieder hin, faltete die Hände wie zu einem Gebet, schloss die Augen und murmelte leise etwas vor sich hin, das Amy nicht verstehen konnte. Dann entzündete sich das eisblaue Feuer im Kamin auf einmal und auf der Kerze brennte eine ganz normale Flamme.

„Was wäre wenn dich einer deiner Wächter oder Diener verraten würde?“

„Demjenigen wäre ein schnelles Ende gesetzt; sie müssen einen Schwur mir gegenüber ablegen. Aber genug davon, wie ich sehe schwirrt eine weitere wichtige Frage in deinen Gedanken umher.“

Shaidala stand auf, nahm die Kerze, ging zu dem Kamin hinüber und zündete damit das Holz im Kamin an, es dauerte nicht lange, bis das Feuer sich ausgebreitet hatte und der Kamin einen hellen Schein wiedergab.

„Wieso kommen die Mitglieder der schwarzen Dämmerung hierher? Was wollen sie?“

„Sie wollen dich. Wie ich schon sagte, du bist eine mächtige Person, und so wie ich vermute, wollen sie dich um deine Macht berauben. Unter anderem wollen sie auch meine Macht, aber ich könnte mich ihnen vielleicht stellen. Du allerdings hast noch nicht genug Fähigkeiten erlernt, sodass du dich wehren könntest, genau deshalb haben wir auch nicht viel Zeit, da du wieder so schnell wie möglich von hier verschwinden musst.“

„Aber woher wissen sie, dass ich hier bin?“

„Sie hören es durch den Wind und durch den Regen“, Shaidala stand vor dem Feuer und winkte Amy zu sich her, „wie so viele andere haben sie diese Elemente in ihren Bann gezogen und benutzen sie als Spione. Nun gut, sieh ins Feuer, aber schau nicht zu tief hinein.“ Amy trat interessiert und vorsichtig an den Kamin heran und sah ins Feuer, doch zunächst konnte sie nichts erkennen. Die Flammen tänzelten umher und gaben zischende Geräusche von sich, als sich auf einmal die Flammen sammelten und sich zu einer einzigen, riesigen Flamme verwandelte. Amy trat einen Schritt zurück, um von den ausspuckenden Funken nicht getroffen zu werden. Wie durch Zauberhand schien die Flamme plötzlich über dem Holz zu schweben und Amy trat wieder näher hin, blieb aber trotzdem noch in einem sicheren Abstand von dem Feuer stehen. Die Flamme verwandelte sich erneut und ganz langsam wurde aus ihr eine Runde Scheibe des Feuers, die über dem Holz schwebte. Wie ein leerer Teller ruhte sie dort, kleine Flammen züngelten um sie herum.

„Sieh in die Mitte der Scheibe“, flüsterte Shaidala geheimnisvoll und leise, aber laut genug, dass Amy es verstehen konnte. Vorsichtig senkte Amy ihren Kopf über die Scheibe und ihr Blick näherte sich der Mitte des Feuers. Plötzlich zischelte das Feuer und eine kleine Flamme sprang hoch, sie hätte Amy's Gesicht fast in Brand gesteckt, doch um haaresbreite hielt sie inne und verkleinerte sich so rasch wieder, wie sie sich entfacht hatte. Amy's Gesicht war heiß und sie wollte sich wieder zurückziehen, doch sie konnte ihren Blick nicht mehr von dem Feuer abwenden, fast als würde ein Bann sie daran festkleben. Mit allergrößten Kräften versuchte sie sich loszureißen, doch es wollte ihr nicht gelingen.

„Jetzt gibt es kein Zurück mehr“, hörte sie Shaidala mit einem unheimlichen Unterton

in ihr Ohr flüstern. „Sieh dir genau an, was du jetzt siehst.“

Die Flammenscheibe begann sich mit einem Mal gegen den Uhrzeigersinn zu drehen, erst langsam, dann wurde sie immer schneller und schneller, Amy wurde fast schlecht beim Zuschauen. Auf einmal hielt die Scheibe an und ganz langsam erschien ein Ort, zuerst kaum erkennbar, doch dann sah Amy, dass es ein Schlafzimmer war.

Ein großes Himmelbett stand in dem Raum, von dem ein großer, weißer Schleier herunterhing. Kopfkissen und Bettdecke schimmerten in einem weichen Rosa. Neben dem Bett stand ein kleines Nachtkästchen, auf dem zwei eingerahmte Fotos standen. Gegenüber von dem Bett war ein großer Schrank, daneben in der Ecke stand ein kleiner Tisch, mit einem Spiegel darüber und einem Stuhl. Irgendwie kam Amy das gesamte Zimmer vertraut vor. Dann wandelte sich das Blickfeld auf die gegenüberliegende Seite des Zimmers, und Amy sah ein Mädchen an der Wand lehnen. Sie hörte eine Person atmen, und es schien als würde die Flammenscheibe das Zimmer aus eben der Person sehen, die nun langsam auf das Mädchen zutrat. Es hatte dunkelbraune, fast schwarze Haare, sowie auch braune Augen. Sie hatte eine schlichte Jeans und ein T-Shirt an. Als die Person näher auf das Mädchen zuing, blieb Amy fast die Luft in der Kehle stecken. Auf einmal wurde ihr bewusst, dass es ihr Zimmer war! Das Mädchen war niemand geringeres als sie selbst! Sie kannte diese Szene, und kannte somit auch die Worte, welche die Person, aus deren Sicht sie dies alles sah, aussprechen würde.

„Verdammt, Amy! Du weißt genau, dass es nicht besser wird! Nichts wird wieder so wie vorher sein!“

Das Mädchen zuckte zusammen, als eine Faust neben ihr in der Wand einschlug und eine Delle hinterließ.

„Beruhig dich doch. Du kannst es schaffen, wenn du willst.“

„Ich kann nicht mehr, versteh das doch...“

„... wenn du es doch nur versuchen würdest.“

Wieder wurde seine Stimme lauter und das Mädchen kauerte sich noch mehr an die Wand.

„Du kannst mich nicht dazu überreden, erst recht nicht dazu zwingen! Also lass es! Nur weil dein Bruder daran zugrunde gegangen ist, brauchst du nicht zu meinen, es bei mir wieder gutmachen zu wollen!“

Eine Träne lief über das Gesicht des Mädchen, und als der Junge dies sah, war er etwas bestürzt und bereute offensichtlich, was er gesagt hatte. Er trat näher an Amy heran, seine Hand lehnte ausgestreckt gegen die Wand direkt neben Amy's Kopf, sodass sie nicht weglaufen könnte. Mit der anderen Hand wischte er ihre Träne weg.

„Nein... weine nicht, es tut mir leid. Was ich gesagt habe.. ich habe es nicht so gemeint, bitte verzeih mir...Amy... bitte weine nicht“, seine Worte klangen nun wieder sanft und eine Beruhigung schwang in seiner Stimme mit. Tatsächlich hörte Amy auf zu weinen.

„Heißt das, du willst das gleiche tun wie mein Bruder?“

Er zuckte zusammen und sah ihr in die haselnussbraunen, tiefen Augen. Fast hätte er sich darin verloren, wie so oft, doch er wendete seinen Blick ab, sah zu Boden und flüsterte ein kaum hörbares „Nein“.

„Warum hasst du mich? Ich will dir doch nur helfen! Du bist der einzige den ich noch habe und nun fängst auch du mich an zu hassen.“

„Was redest du denn da? Ich hasse dich doch nicht. Ich weiß ja, dass du mir helfen willst, und ich bin dir auch dankbar, aber es ist zu spät. Ich komme nicht mehr los davon, ich brauche es, versteh das doch. Ohne würde ich zu Grunde gehen. Aber ich hasse dich doch nicht... im Gegenteil“

Erneut wurden ihre Augen feucht, doch als sie in seine Augen blickte, beruhigte sie sich und ihre Tränen hielten sich zurück.

„Was meinst du mit „im Gegenteil“?“

Verwunderung machte sich auf ihrem Gesicht breit, zugleich aber auch Verzweiflung.

„Hier ist ein Brief für dich“, sagte er, anstatt Amy zu antworten. Er reichte ihr den Brief, den sie mit zitternder Hand entgegennahm, ehe er fortfuhr: „Amy, ich muss dir noch etwas sagen bevor ich gehe... aber wenn ich gehe, bitte halte mich nicht auf, es muss so sein.“

„Dylan, ich...“

Doch der Junge legte ihr einen Finger auf die Lippen und sie verstummte. Er suchte ihren Blick, und als er ihn gefunden hatte, sah er sie durchdringend an, und sagte „Ich halte es eigentlich schon lange vor dir geheim. Ich liebe dich, Amy. Nicht nur wie eine kleine Schwester, sondern da ist mehr. Ich hab mich in dich verliebt.“

Erneut wollte das Mädchen etwas sagen, doch er legte ihr wieder den Finger auf die Lippen. „Sag nichts... ich muss jetzt gehen. Mach´s gut, kleine Lady. Pass auf dich auf.“ Dann näherte er sich ihrem Gesicht, strich sanft eine Haarsträhne weg, und berührte mit seinen Lippen ihre. In diesem Moment verspürten beide eine innere Wärme, und es war als wäre der letzte Funken von Liebe entsprungen, um sich schließlich zu einer lodernen Flamme zu entfachen. Langsam trennten sich ihre Lippen wieder, das letzte, was der Junge von Amy sah, war die Träne, die erneut Zuflucht suchte. Schließlich drehte er sich um und ging zur Tür, die Treppen hinunter. Schweren Schritts und schlechten Gewissens ließ er das Mädchen zurück, dass mit dem Rücken zur Wand auf den Boden sank, auf den Brief in ihrer Hand blickte und weinte.

>br>

Dann änderte sich das Bild in der Flammenscheibe und es wurde eine lange, dunkle Gasse abgebildet. Man konnte nicht viel erkennen, aber Amy wusste, dass es immer noch aus der Sicht von Dylan war. Sie kannte diese Gasse, sie war sie nur zu oft entlanggelaufen, und immer wieder musste man dort aufpassen, nicht überfallen zu werden. Mit schweren Schritten lief Dylan diese Gasse entlang, und jeder Schritt hallte von den dicht stehenden, hohen Häusern wider. Doch anstatt die Gasse durchzulaufen, wie er es sonst auch tat, bog er nach rechts ab und ging in eines der Häuser hinein. Vielmehr war dies ein Lagerhaus, es war völlig leergeräumt. Spärliches Licht viel durch die wenigen, dafür aber beschmutzten Fensterscheiben. Man konnte den Staub förmlich in der Luft schweben sehen. Nun steuerte Dylan auf eine Treppe zu, hielt sich am Geländer fest und schleppte sich hinauf. Doch nicht etwa in den 1. Stock, sondern auf das Dach hinauf. Oben angelangt wartete er, schaute mit tragem Blick über die Stadt, bis ihn von hinten jemand grob an der Schulter packte und ihn herum zerzte. Ein Windstoß wehte die langen, schwarz-grauen Haare des Mannes zurück und sein Gesicht wurde erkennbar. Zwei unterschiedlich farbene Augen, ein eisblaues und ein giftgrünes, blitzten auf und zuckten, als sie Dylan ins Gesicht sahen.

„Da bist du ja“, sagte er und seine Stimme klang genauso vergiftet und eiskalt wie seine Augen aussahen. Ein kalter Schauer lief Amy den Rücken hinunter.

Immer noch krallte seine Hand sich in die Schulter von Dylan fest und seine Finger bohrten sich tief in seine Haut.

Der Mann trug einen langen, schwarzen Mantel, und darunter eine schwarze Hose sowie auch ein schwarzes Hemd. Seine grausamen Augen blickten immer noch auf Dylan hinunter.

„Weißt du was...“, nahm der Mann das Wort wieder auf. „Du weißt etwas zu viel über uns. Deswegen...“, er verstummte kurz, und zog etwas aus seiner Manteltasche, doch

Amy und sowohl auch Dylan konnten nicht erkennen, was er war. „Deswegen wird dem jetzt auch ein Ende gesetzt. Oder besser gesagt... DIR!“ Auf einmal stürmte der Mann mit dem, was er in der Hand hielt, auf Dylan los, der sich gerade noch von dem Griff des Mannes losreißen und leicht geduckt mit zwei großen Sprüngen nach hinten ausweichen konnte. Jetzt konnte man auch erkennen, was der Gegenstand war: Ein Messer! Es hatte Dylan nur um haaresbreite verfehlt. Plötzlich sprang der Mann mit einem kräftigen Satz in die Luft und es schien, als könne er schweben, denn er verharrte einige Sekunden in der Luft, bis er schließlich von oben kopfüber, das Messer vor sich ausgestreckt auf Dylan zuschoss.

„Stirb!“, doch Dylan konnte wieder ausweichen. Erneut war das Messer direkt an ihm vorbeigezischt. Dann ging er in die Hocke, das andere Bein streckte er aus, mit der Hand packte er gleichzeitig den Arm des Mannes, verdrehte diesen und brachte den Mann schließlich zur Strecke, der mit einem dumpfen Knall zu Boden fiel. Dylan wusste, das war seine Chance. Er rappelte sich auf und wollte in Richtung Treppe rennen. Er hatte sie schon fast erreicht, doch auf einmal erschien direkt vor ihm eine Gestalt und versperrte ihm den Weg. Bei näherem Hinsehen erkannte Dylan, dass es der Mann war, er drehte sich blitzartig um, zu der Stelle bei der er den Mann vorher niedergelegt hatte, doch die Stelle war leer. Es schien ihm unbegreiflich, wie der Mann so schnell aufstehen und Dylan überholen konnte. Dies war selbst für einen Erwachsenen unmöglich zu schaffen! Es musste also Magie im Spiel gewesen sein. Das Messer allerdings lag noch am gleichen Platz wie vorher, das dem Mann, als er auf den Boden knallte, aus der Hand geflogen und etwa vier Meter von ihm entfernt weg geschlittert war. Als sich Dylan nach dem Messer umschaute und es schließlich einige Meter von ihm entfernt lag, wusste er, dass er gerade ein entscheidender Fehler gemacht hatte. Etwa im selben Augenblick kam der Mann mit schnellen Schritten auf ihn zugerannt, und bevor sich Dylan wieder richtig umdrehen konnte, klammerte sich eine Hand des Mannes auch schon um seinen Hals. Er hob Dylan in die Luft und sah ihn durchdringend an.

„Wag noch einmal, mich zu überlisten, und es werden nur noch deine Eingeweide von dir übrig sein!“, die Stimme klang drohend und furchterregend, eiskalt und rau. Doch Dylan verzog das Gesicht kein bisschen, er zuckte weder mit den Wimpern noch sonst etwas änderte sich an seinem Blick. Das allerdings gefiel dem Mann ganz und gar nicht und verstärkte seinen Griff um Dylan's Hals. Noch immer blieb der Junge regungslos. Immer stärker und stärker wurde sein Griff, und Dylan war des Todes näher als er jemals war, doch er würde dem Mann keine Schwäche zeigen, er würde nicht um das Leben winseln, so wie er es von ihm erwartete. Allmählich ging die Geduld des Mannes mit Dylan zu Ende und in seinem Gesicht war nur Zorn und Abscheu. Er sah Dylan an als wäre er ein kleines, ekelhaftes Insekt, das er jeden Moment zertreten wollte. Dann zog er Dylan ganz nah zu sich her, und flüsterte in sein Ohr: „Deine Stunde hat geschlagen! Ich werde dich so lange quälen, bis du um das Leben flehst und wie ein Hund winselst. Du hast meine Geduld lange genug auf die Probe gestellt. Außerdem hast du deiner kleinen Freundin ja schon Lebewohl gesagt“, ein grausames, gefühlsloses Lächeln schwenkte in seiner Stimme mit, und ehe Dylan sich fragen konnte, woher der Mann von dem Gespräch mit Amy wusste, stieß ihn der Mann weg, als wäre Dylan ein Kadaver eines Kleintieres. Zehn Meter flog er nach hinten, bevor er schmerzvoll und mit voller Wucht auf dem Boden aufstieß. Rings um ihn herum riss der Boden ein und hinterließ viele Spalten. Dylan stockte der Atem, der Aufprall auf den Rücken hatte ihm fast das Leben aus den Lungen gesaugt. Mindestens 20 Sekunde lang spürte er nichts mehr von seinem Körper und drohte zu ersticken. Er hechelte und rang nach Luft und allmählich füllten sich seine Lungen wider. Allerdings war ihm bewusst, dass er sich wohl die Wirbelsäule gebrochen hatte. Alles mögliche tat

ihm weh.. vom Kopf bis zum Steißbein. Seine Hosen waren aufgeschürft, die Beine hatten Schrammen. An seinem Kopf blutete er, er hatte sich sicherlich mehrere Rippen gebrochen. Woher nahm der Mann nur diese Kraft her?

Dylan überkam ein Gefühl der Beklommenheit, seine Sicht ließ nach und es schien erst so, als würde er ohnmächtig werden, doch er riss sich zusammen. Er wollte sich aufrichten, doch bevor er den Versuch unternehmen konnte, spürte er ein großes Gewicht auf seiner Hand. Der schwarze Stiefel von dem Mann kannte er nur allzu gut. Er trat kräftig zu, und diesmal konnte Dylan nicht anders, als das Gesicht zu verzerren, es zerquetschte ihm die Hand. Die Fingerknochen knackten einer nach dem anderen und Dylan war sich sicher, dass nun auch seine Finger gebrochen waren.

„Lass das mal besser bleiben. Sag lieber Lebewohl zu mir.“

Der Mann stand nun mit dem anderen Fuß auf Dylans anderer Hand, damit dieser sich überhaupt nicht mehr bewegen konnte. Dasselbe Spiel auch dabei: Ein Finger nach dem anderen wurde gebrochen. Nun konnte Dylan nicht mehr anders, ihm entfuhr ein Schrei. Höllische Schmerzen machten sich breit, alles tat ihm weh. Der Mann beugte sich nun wieder über ihn, er hatte das Messer wieder in der Hand. Er ließ es beinahe liebevoll an Dylan´s Hals entlangschrammen, man sah ihm an, dass ihn dies ein absolutes Vergnügen bereitete.

„Noch irgendwelche letzten Worte, Schattenjäger?“

„Fahr zur Hölle!“

Dann ließ der Mann das Messer von Dylan´s Hals gleiten, erhob die Hand und stach zu. Blut spritzte, Dylan´s Augen weiteten sich voller Schmerz, dann war Stille. Aus Freude, aus purem Vergnügen stach der Mann noch weitere 6 Mal zu, obwohl Dylan sich nicht mehr regte. Endlich ließ der Mann von Dylan ab, drehte sich um und ging vergnügt, da er nun seinen Drang zum Töten gestillt hatte und seine Wut abgeklungen war, weg von dem Gebäude, weg von dem Blut, weg von der Tat und ließ die Leiche von Dylan zurück.

Amy riss sich von der Flammenscheibe zurück, stolperte nach hinten und flog auf den Boden. Sie war erschöpft und müde. Sie war entsetzt und wünschte, sie hätte dies nicht gesehen. Sie spürte Schmerzen, als ob sie mit Dylan mitgeföhlt hätte. Sie wollte die Bilder in ihrem Kopf los werden, fasste sich mit den Händen an den Kopf, grub ihre Finger in ihre Haare und schrie. Sie tobte und wälzte sich auf dem Boden. Shaidala stand daneben, und schien darauf zu warten, dass sich Amy beruhigte. Die Flammenscheibe hingegen verwandelte sich wieder in normale Flammen zurück und das Feuer loderte wieder im Kamin, als wäre zuvor nichts geschehen. Allmählich beruhigte sich Amy wieder, doch die Wut brodelte in ihrem Bauch. Ihr Herz raste und ihr wurde mit einem Mal bewusst, wie sehr sie Dylan vermisste. Ihr wurde auch bewusst, dass er dies wohlmöglich alles vorausgesehen und gewusst hatte. *Er hatte gewusst dass er sterben würde und trotzdem war er in dieses Gebäude gegangen, auf das Dach hinauf. Warum? Warum nur, Dylan?*

Amy war verwirrt, entkräftigt, sie fühlte sich schwach und es war, als klebe das Blut von Dylan an ihren Händen. Sie fühlte sich, als hätte sie und nicht der Mann ihren Freund umgebracht Amy stütze sich auf, taumelte zu dem Sessel hinüber und lass sich hinuntersinken. Shaidala setzte sich ihr wieder gegenüber und schaute sie an.

„Ich weiß wie du dich fühlst, ich war auch entsetzt als ich dies sah. Aber ich musste es dir zeigen. Du hattest ein Recht darauf, es zu erfahren.“

„Wie konnte man mich nur verdächtigen? Wie konnte man nur glauben, ich wäre imstande so etwas meinem besten Freund anzutun?“, ihre Stimme zitterte und es wog eine Schwäche mit.

„Diese „Polizisten“, wie ihr sie in eurer Welt nennt, waren keine richtigen Polizisten. Sie waren mit Sicherheit Handlanger des Mannes, der deinen Freund umgebracht hat.“
„Wer ist dieser Mann?“, keuchte Amy.

„Ich weiß es nicht. Ich kenne ihn nicht, obwohl er mir doch in gewisser Weise vertraut vorkommt.“ Amy blickte auf den Boden, ihr wollten die Bilder einfach nicht aus dem Kopf gehen. Betretens Schweigen brach ein, als Shaidala Amy die Schale voll Obst hinüber schob:

„Hier, iss etwas Obst, dann wird es dir besser gehen.“

Bekommen griff sie nach einem Apfel und biss hinein. Tausend Fragen durchschwirrten ihren Kopf. Wer war der Mann? Was hatte er mit Dylan zu tun? Woher wusste Dylan, dass er sterben würde? Wieso ist er dorthin gegangen, obwohl er doch wusste, dass er es nicht überleben würde? Wieso war der Mann so stark und besaß Magie? Wieso, wieso nur hatte er Dylan umgebracht? Und wieso hatte er Dylan „Schattenjäger“ genannt?

„Du hast viele Fragen, wie ich sehe. Leider kann ich dir keine einzige beantworten.“

Amy schwieg, dann kam ihr etwas in den Sinn. Wenn Shaidala ihre Fragen nicht beantworten konnte, dann musste Amy eben selbst nach Antworten suchen. Ja, sie wusste zwar noch nicht wie, aber sie würde herausfinden, wer der Mann war. Und dann würde sie sich rächen, obgleich sie wusste, dass sie keine Chance gegen den Mann hätte. Doch der Schmerz und die Wut in ihr ließen sie nur an eines denken: Rache!

Sobald sie diesen Gedanken erfasst hatte, glaubte sie zu spüren, wie eine Last von ihren Schultern genommen wurde. Sie fühlte sich mit einem Mal viel leichter und befreiter. Plötzlich kitzelte etwas an ihrem Nacken. Sie drehte sich um und sah noch, wie etwas von dem Sessel auf den Boden glitt. Sie beugte sich hinab und hob es auf: Es war eine rabenschwarze Feder von einem Flügel!

Leichter Nebel umhüllte das Ödland, das vor Les Northás lag. Regen und Matsch vermischte sich mit Blut, das Schlachtfeld war besät mit Leichen und doch waren noch Tausende von Kriegern am Leben. Die Wächter von Shaidala kämpften bis an ihr bitteres Ende, doch viele waren schon gefallen und somit in der Unterzahl im Gegensatz zu der schwarzen Dämmerung. Es war eine blutrünstige, schwere Schlacht. Der Wolkenhimmel verfinsterte sich, zuerst begann es zu dämmern, doch dann dauerte es nicht mehr lange, bis nur noch die Sterne und der Mond Licht spendeten. In dem Getümmel konnte man kaum erkennen, wer nun zu den Anhängern von Shaidala gehörten und wer Mitglied der schwarzen Dämmerung war, denn allesamt waren sie schwarz gekleidet. Es war eine Schlacht zwischen Schattenwesen und lange Zeit schien es so, als wären sie sich ebenbürtig und als würde die Schlacht endlos dauern, doch schon bald merkte man, dass Shaidala´s Wächter immer mehr zurückgedrängt wurden. Die Schlacht tobte solange, bis einer der treuesten Wächter und Oberbefehlshaber die anderen zum Rückzug zusammenrief. Es waren so viele von der schwarzen Dämmerung, dass Angreifen nicht mehr viel brachte, also suchten sie Schutz hinter den Gemauern von Les Northás, verteidigten sich durch die Schießscharten und versuchten sich, so gut es ging, zu erholen. Doch lange würden sie sich nicht ausruhen können, denn es dauerte nicht lange, bis einige Männer der schwarzen Dämmerung Seiler über die Mauer, die Les Northa´s umgab geschwungen hatten. Die Haken an den Enden der Seile blieben ganz oben, wo die Mauer endete hängen und somit konnten die Männer mit einer Leichtigkeit daran hochklettern. Dabei schien es fast so, als würden sie zum größten Teil an der Mauer

entlangschweben. Doch nicht nur das machte den Wächtern zu schaffen, die schwarze Dämmerung hatte es fertig gebracht, große, schwere Leitern herzutransportieren, die sie ebenfalls an die Mauer lehnten, daran hochkletterten und Les Northás stürmten. Sie legten schwere Steine in Karren und schossen diese zu den Mauern hoch, die in sich zusammenfielen wie Staub. Viele Wächter wurden davon getroffen, gingen unter den Mauern unter, brachen sich dabei alle Knochen oder wurden mit Pfeilen gelöchert. Andere wiederum wurden erstochen und abgemetzelt, bis nur noch Fetzen von ihnen übrig waren. Es kam selten vor, das Schattenwesen gegeneinander kämpften, aber wenn, dann konnte man davon ausgehen, dass es eine brutale und schreckliche Schlacht werden würde.

Lange konnten die Wächter allerdings Les Northás nicht mehr halten, also blieb ihnen nichts anderes übrig, als rechtzeitig Shaidala zu informieren, sodass Amy genügend Zeit blieb zu flüchten. Der Oberbefehlshaber bekam von Shaidala den Befehl zurück, alle Wächter zusammenzurufen, in die große Eingangshalle zu bringen und die Tore so gut es ging von innen zu schützen. Sie wollte nicht noch mehr Männer verlieren, und erst, wenn sie Amy in gewisser Weise zur Flucht verholfen hatte, konnte sie zu ihren Wächtern stoßen und ihnen zur Hilfe kommen. Bis dahin mussten die Wächter alleine klar kommen und Les Northás so gut wie möglich schützen.

Amy starrte auf die schwarze Feder in ihrer Hand und mit einem Mal wurde ihr klar, was passiert war.

„Wie ich sehe, hat funktioniert, was ich geplant habe“, die Stimme gegenüber von ihr ließ Amy hochschrecken, sie hatte beinahe vergessen, dass Shaidala ja noch mit im Raum war. „Dadurch, dass Gedanken der Rache durch deinen Kopf schwirrten, wurde für einen kurzen Moment dein Selbstbewusstsein gestärkt und somit haben deine Flügel sich zu eben dieser schwarzen Feder aufgelöst. Das ist äußerst beeindruckend. Dürfte ich mir mal die Feder ansehen?“, fragte Shaidala und nahm die Feder, die Amy ihr hinstreckte, entgegen. Sie betrachtete die Feder sehr genau und interessiert.

„Wie ich es mir schon dachte. Diese Feder solltest du immer gut aufbewahren und bei dir tragen. Irgendwann wird der Tag kommen, an dem du sie gebrauchen wirst.“

Amy nahm die Feder wieder entgegen und betrachtete sie ebenfalls genau. Wozu sie wohl diese Feder einmal brauchen würde? Sie konnte immer noch nicht richtig glauben, dass aus eben diesen Federn ihre Flügel gemacht waren – so kohlrabenschwarz. Auf einmal spürte Amy etwas bedrohliches, böses, das von der Feder ausging.

„Das ist ihre Aura, die du da spürst. Sie spiegelt praktisch deine Gefühle wider. Bist du traurig so wird die Feder schwerer werden und eine Traurigkeit wird sie umspielen. Im Moment hast du Rachedgedanken, deswegen wirkt sie so böse. Das bedeutet aber nicht, dass du dann auch böse bist, es sind nur deine Gefühle und Gedanken“, Amy hörte Shaidala aufmerksam zu und war fasziniert. Diese Welt, in der sie sich befand gab so vieles Preis, was man im wahren Leben nicht finden würde und es schien ihr hier viel besser zu gefallen als in ihrer Welt, auch wenn sich Atlanera gerade mitten in einer schweren Schlacht befand. Offenbar gab es hier außer den Guten und den Schlechten, auch noch jene, die sich weder auf die eine, noch die andere Seite schlugen. Die Gutes und Böses taten und sich doch aus der Schlacht raushielten, außer sie würden selbst in einer solchen Situation schwelgen. Solche, wie zum Beispiel Shaidala. Gewisse Bewunderung spürte Amy für sie, denn Shaidala war im Grunde Böse und doch tat sie etwas Gutes, indem sie Amy half. Das war wohl äußerst selten. Am meisten jedoch verspürte Amy Respekt und Angst vor Shaidala, denn sie war trotz

allem noch ein Schattenwesen, sie tötete, sie spielte Intrigen, sie hatte einfach ein schwarzes Herz. Deswegen war sich Amy auch nicht sicher, ob sie Shaidala hundert Prozent vertrauen konnte, doch ihr blieb wohl nichts anderes übrig.

Plötzlich wurde Amy aus ihren Gedanken gerissen, denn Shaidala schien auf einmal mit sich selber zu reden.

„Gut, ich habe verstanden. Ruf die anderen Wächter zusammen und geh mit ihnen zur Eingangshalle. Schützt das Tor so lange ihr könnt, ich muss zuerst das Mädchen in Sicherheit wiegen und ihr zur Flucht verhelfen. Danach werde ich zu euch stoßen und euch helfen. Passt auf, dass ihr nicht noch mehr Männer verliert.“

Shaidala bemerkte den verwunderten Blick von Amy, die wohl denken musste, Shaidala sei verrückt geworden.

„Keine Sorge, ich habe nicht mit mir selber geredet“, wieder einmal hatte die Wahrsagerin die Gedanken von Amy erfasst. Es war schwer etwas vor ihr zu verbergen. „Meine Wächter haben mir Bescheid gesagt, dass die schwarze Dämmerung allmählich die Oberhand gewinnt und sie immer mehr in die Richtung des Gebäudes drängen würden. Sie schießen die Schutzmauer ein, die mein Tempel umgibt, somit habe ich ihnen erklärt, was sie zu tun haben.“

Dann stand sie auf, ging hinüber zu einem der Bücherregale, fuhr mit dem Finger über die Einbände und suchte offenbar ein bestimmtes Buch. Sie zog ein schweres, in Leder gebundenes Buch heraus und legte es auf den Tisch. Der dumpfe Aufprall wirbelte Staub auf und Amy's Blick wanderte über das Buch, auf dem mit großen, verschlungenen, schwarzen Buchstaben „Geschichte von Atlanera – Wie alles begann“ stand. Shaidala schlug die erste Seite auf und durchstöberte das Inhaltsverzeichnis, dann blätterte sie weiter und als sie die Seite gefunden hatte, die sie suchte, riss sie diese heraus und schob sie zu Amy hinüber. Auf der Seite war eine Karte zu sehen.

„Dies ist eine Karte von Atlanera. Es sind nicht alle Städte und Orte eingetragen, aber zumindest mal die bedeutensten und größten“, Shaidala deutete auf einen Ort, der hoch in den Bergen lag und von Wald umgeben war, „das hier ist Les Northás, der Ort an dem wir uns gerade befinden. Die schwarze Dämmerung greift uns von der westlichen Seite aus an, das heißt, hier befindet sich auch das Tor, dass nun meine Wächter zu schützen versuchen. Du müsstest demnach in die entgegengesetzte Richtung fliehen, also nach Osten. Ich begleite dich, bis der Wald Gil Herua endet. Danach musst du alleine weiter ziehen, den Berg hinunter bis ins Tal der Leblosen. Dort musst du dich vorsehen, es lauern gefährliche Gestalten und nicht alle sind dir wohlgesinnt. Es gibt aber keinen anderen Weg nach Osten von dem Berg hinunter. Ich würde dir vorschlagen, dass du im Tal zügig reitest, bis du ins Landesinnere kommst, reite bis zur Stadt Makodir, dort bist du auf jeden Fall sicher. Suche die Gaststätte Zum stechenden Schwert auf, ich habe dort eine Unterkunft für dich arrangiert. Hier, versuch dir einmal den Weg einzuprägen, ich hole dir schnell etwas Besseres zum Anziehen. Dein Kleid ist zwar schön, aber leider zum Reiten ungeeignet“, mit diesen Worten ging Shaidala eilends zur Tür hinaus und Amy betrachtete die Karte. Der Weg war nicht schwer zu merken, doch Amy machte sich Sorgen um das Tal der Leblosen. Zum Ersten klang es schon mal nicht gerade einladend und es war ihr erst recht nicht geheuer, alleine dort hindurch zu reiten. Doch es blieb ihr wohl nichts anderes übrig. Sie hätte allerdings nicht gedacht, dass Atlanera so groß war, obwohl es doch um tausendfach kleiner war als die Erde.

Die Türe ging wieder auf und Shaidala kam mit einigen Klamotten auf dem Arm zurück. Sie reichte Amy einen Rock aus weichem Fell, ein enganliegendes, ärmelloses Oberteil, dass sie vor Angriffen schützen sollte und einen Umhang, der aber nur etwa

bis über die Knie reichte. Er war aus dem gleichen Stoff wie der Rock gemacht. Unter anderem überreichte sie ihr noch einen Gürtel, an dem eine kleine Tasche angebracht war, Stiefel, knielange Strümpfe und einen Köcher mit Pfeilen sowie auch einen Bogen. Shaidala ging wieder hinaus, damit sich Amy ungestört umziehen konnte. Amy probierte die Sachen an und sie passten ihr wie angegossen. Der Rock war weit genug, sodass sie mit ihm reiten konnte und die Klamotten würden sie vor Kälte und Regen schützen. Amy streifte den Gürtel um, faltete die Karte zusammen und steckte sie in die Tasche hinein. Dann legte sie den Köcher um und nahm den Bogen in die Hand. Sie betrachtete sich in einem Spiegel, der in der Ecke stand und gefiel sich selbst. Irgendwie verlieh der Umhang ihr ein etwas dämonisches Aussehen, das mit dem Fransenrock noch unterstrichen wurde. Ihr Haar fiel wild über ihre Schulter, und die blonden Strähnen in den schwarzen Haaren fielen unheimlich auf. Ihre Augen hatten sich etwas verändert, so glaubte Amy, doch es war kein großer Unterschied zu vorher zu erkennen, sie waren immer noch blutrot und schwarz umrandet. Auch ihre Zähne waren noch gewetzter und schärfer wie ganz am Anfang. Einzig und allein ihre Flügel waren weg. Amy blickte auf ihre Hände, ihre Fingernägel waren schwarz angemalt und länger und spitzer als sonst. Plötzlich fiel ihr Blick auf die Stiefel, die ihr Shaidala hingestellt hatte. Amy hatte ganz vergessen, diese anzuziehen. Sie zog noch die Kniestrümpfe an, die über dem Sessel hingen und schlüpfte in die Stiefel. Auch diese passten wunderbar. Amy blickte wieder zum Spiegel und schreckte auf einmal zurück. Ihre Augen blickten kohlrabenschwarz zurück, die Pupillen waren verschwunden, es war, als habe sie gar keine Augen. Vor Schreck stolperte sie rückwärts, verlor das Gleichgewicht und fiel auf den Boden. Sie erhob sich und sah wieder zum Spiegel – doch ihre Augen waren wieder normal, so wie vorher. Ihre Pupillen waren wieder da und die Leere in ihren Augen war verschwunden. Hatte sie sich das etwa nur eingebildet? Lieber schnell raus hier, Shaidala wartete sicher schon und sie durften schließlich keine Zeit verlieren.

Amy ging zur Tür hinaus und sah Shaidala am Ende der Treppe warten. Unten an der Treppe angelangt, musterte Shaidala sie und sagte: „Du siehst fabelhaft aus. Doch nun dürfen wir keine Zeit mehr verlieren.“

Amy folgte Shaidala durch die Halle durch mehrere Räume, bis sie schließlich zum Hinterausgang kamen und in einen Hof gelangten, in dem schon zwei gesattelte Pferde bereitstanden. Shaidala zeigte Amy, wie sie ihren Bogen an der Satteltasche ihres Pferdes festmachen konnte. Dann half sie Amy aufzusteigen, doch diese hatte noch etwas Respekt vor dem Rappen.

„Aber wirklich gut reiten kann ich nicht. Ich habe nur mal einen Schnupperkurs im Reiten gemacht, aber das ist schon ewig her“, sagte sie und nahm vorsichtig die Zügel in die Hand.

„Du wirst das schon hinkriegen“, ermutigte sie Shaidala, die sich nun ebenfalls in den Sattel schwang, die Zügel in die Hand nahm, mit der Zunge schnalzte und dem Pferd die Fersen gab. Das Pferd setzte sich in Bewegung, und Amy machte es bei ihrem Pferd gleich und es schritt gemütlich dem anderen Rappen hinterher.

Als sie aus dem Hof herauskamen und durch das Hintertor der Mauer in den Wald Gil Herua ritten, fragte Amy, wie die Pferde hießen. Shaidala erklärte ihr, dass ihr eigenes Pferd Cosima und das Pferd von Amy Escalera hieß, beide waren rabenschwarze Stuten. Amy kam mit Escalera gut zurecht und das reiten verlief besser, als sie zunächst gedacht hätte.

Es dauerte nicht lange, bis Amy und Shaidala am Waldrand von Gil Herua ankamen und nun hieß es, Abschied zu nehmen.

„Pass auf dich auf, Amy. Sei stets wachsam, es lauern zu viele Gefahren, denen man begegnet, wenn man nicht auf der Hut ist. Ich möchte dir noch etwas mitgeben“, Shaidala kramte in ihren Taschen und holte dann eine Kette heraus, an dessen Ende ein Zahn zu hängen schien.

„Das hier ist ein Zahn von einem Dämon. Ich möchte, dass du ihn trägst, vor allem, wenn du durch das Tal der Leblosen ziehst. Die Schattenwesen werden ihn gewiss erkennen und Respekt vor dir haben, vielleicht nicht alle, aber es wird dir sicherlich helfen.“

Shaidala streifte Amy die Kette um den Hals.

„Danke für alles, Shaidala. Auch wenn du ein Schattenwesen bist, glaube ich, hast du doch einen Kern Gutes in deinem Herzen.“

„Nichts zu danken, aber nun beeil dich. Wir sehen uns bestimmt eines Tages wieder“, und zum ersten Mal, seit Amy die Wahrsagerin kannte, lächelte sie. Sie sagte Amy Lebewohl, gab ihrem Pferd die Fersen, trieb es an und ritt in Windeseile zurück nach Les Northás. Amy sah ihr noch nach, bis sie zwischen den Bäumen verschwand und sie außer Sicht war. Dann trieb Amy ihr Pferd ebenfalls an und ritt in Richtung Osten, bereit dafür, was sie im Tal der Leblosen erwarten würde.

Kapitel 6: Erinnerungen

Ich erinnere mich noch gut an den Tag zurück. Es war ein verregneter, trübsinniger Dienstag, sogar an das Datum erinnere ich mich noch genau: Der 13.04.07 – und obwohl es Dienstag, der 13. und nicht Freitag, der 13. war, hatte ich das Gefühl, dieser Tag würde genauso viel Unglück bereiten, wie man es eben normalerweise jenem Freitag, den 13. nachsagt. Ich saß in meinem Lieblingscafé, so ziemlich der einzige Ort, an dem ich von der Gesellschaft akzeptiert wurde, doch auch nur, weil mich die Besitzerin schon seit Kindesbeinen an kannte. Lea war für mich praktisch wie ein Mutterersatz, obwohl sie selber sechs Kinder und daher wenig Zeit hatte. Sie war alleinerziehend und jedesmal fragte ich mich, wie sie ihre vier Mädels und zwei Jungs groß ziehen konnte, nebenher dieses Café leiten konnte und sich doch immer für mich Zeit nahm, auch wenn sie im Stress war, aber meine eigenen Eltern nicht einmal mit zwei Kindern und jeder Menge Kohle klar gekommen waren.

Am Anfang war mir Lea irgendwie komisch vorgekommen, denn sie war eine jener Frauen, die sich selber Blumensträuße mit Grußkarten in die Wohnung stellte, um den Eindruck zu verleihen, als habe sie einen heimlichen Verehrer. Auch tat sie so, als würde sie intime oder heimliche Telefonate führen und ab und an machte sie sich richtig hübsch, ging die schmale Straße zu ihrem Haus hin und her, sodass alle Leute glaubten, sie würde ausgehen. Als ich erfahren hatte, dass sie dies alles nur vorspielte und es bisher kein Verehrer in ihrem Leben gab, musste ich zunächst lachen, doch schon bald merkte ich, dass Lea eigentlich genauso einsam war wie ich.

Lea's Charakter ist schwer zu beschreiben, sie ist sehr temperamentvoll, weshalb manche Leute sie im ersten Moment unsympatich finden. Sie ist verrückt, das ist wohl klar, aber ich kenne keine Person, die liebevoller und netter zu ihren Kindern ist wie sie. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass ich gerade das Gegenteil zu Hause mit meinen Eltern erfahren hatte. Doch eigentlich will ich mich nicht schon wieder verlieren...

Wie gesagt, ich erinnere mich noch gut an diesen Tag, es regnete wie in Strömen, ich rührte gedankenverloren meinen Kaffee um, den mir Lea mit einem Lächeln hingestellt hatte, wissend darüber, dass ich jetzt nichts dringender gebrauchen konnte als dies und mir zugezwinkert hatte, er würde mal wieder auf's Haus gehen und ich soll nur keine Umstände machen und mein Geld rauskramen.

Ich saß da und hoffte er würde kommen. Ich hoffte, dass er den Brief gefunden hatte. Während ich dem Regen zusah und dem bunten Treiben auf der Straße; jene Leute, die gemütlich mit einem Regenschirm in der Hand, völlig ohne Sorgen und guter Laune durch den Regen liefen, hier und da stehen blieben, Schaufenster ansahen, mit anderen Leuten mit Regenschirmen quatschten und jene Leute, die entweder mit der Zeitung oder der Jacke über dem Kopf rannten, als wäre eine Horde Wildschweine hinter ihnen her. Diese Leute waren meist Geschäftsleute, die nicht zu spät zu irgendwelchen Terminen kommen wollten. Irgendwie hatte ich in den letzten Jahren eine leichte Abneigung zu diesen Leuten entwickelt, nicht dass ich sie vielleicht hassen würde, ich hatte nur auf der einen Seite Respekt und auf der anderen Seite wollte ich nichts mit ihnen zu tun haben. Meine Eltern waren Geschäftsleute gewesen.

Ich seufzte ergeben und wandte meinen Blick ab, legte den Löffel beiseite und nahm vorsichtig einen Schluck von dem heißen Kaffee. Gerade fiel mir ein besonders großer Mann auf, der Lea fast zum Explodieren brachte.

„Ja, ich will „Zwiebelbrötchen mit Bratkartoffeln und Rühreier“, nur bitte die Brötchen

ohne Zwiebeln, die Bratkartoffeln nicht gebraten, sondern gekocht und statt der Rühreier bitte Spiegeleier“, sagte er mit seiner tiefen, rauen Stimme jetzt schon zum x-ten Mal.

„Jetzt hören sie mir mal zu: In den Brötchen sind die Zwiebeln im Teig drin, die kann ich nicht einfach rauspuhlen, wir haben keine gekochten Kartoffeln, es sind nur noch Bratkartoffel übrig, ich brate nicht extra Spiegeleier für sie und wenn sie ein Gericht bestellen, dann nehmen sie es auch so, wie es auf der Karte steht oder sie können irgendwo anders hingehen, wo man ihnen jeden Wunsch erfüllt“, sagte Lea schroff mit einem kleinen Funkeln in den Augen. Widerwillen und beleidigt erhob sich der Mann, nicht ohne ihr Café als „Sauladen“ zu bezeichnen, Lea einen Blick zu zuwerfen, der sie hätte töten können, mit einem lauten Knall die Türe zuzuschlagen und das Café zu verlassen. Als er draußen war, zog er seine Jacke über den Kopf und rannte die Straße entlang so schnell er konnte. Warscheinlich war er Geschäftsmann; schließlich sprach alles dafür: Perfektionismus, , ziemlich verwöhnt, feiner Anzug und die Tatsache, dass er die Jacke über den Kopf zog und wie ein Wilder über die Straße hechdete.

Ich musste irgendwie schmunzeln, in solchen Situationen konnte man nur sagen: Typisch Lea. Doch genau deswegen mochte ich sie: Weil sie sich nichts sagen ließ und selbstbewusst war. Eben irgendwie das Gegenteil von mir.

Sie schenkte mir gerade einen zweiten Kaffee ein, als die Türe wieder aufging und er rein kam. Er streifte seine Kapuze vom Kopf, hängte seine Jacke auf und sah sich um. Ich schaute ihn regungslos an, bis er meinen Blick bemerkte, mich erkannte, zu mir rüber lief und sich gegenüber von mir setzte. Schweigend sahen wir uns an, wir grüßten uns nicht einmal. Lea stellte auch ihm eine Tasse Kaffee hin und wir tranken beide, schwiegen und warteten.

Erst als es draußen schon leicht zu dämmern begonnen hatte, Lea das Café schloss und sich zurückzog, um uns allein zu lassen, fingen wir an uns zu unterhalten.

„Du hast den Brief also gefunden.“

„Ja.“

Ich hob meinen Blick und sah ihm ins Gesicht. Er sah müde aus, hatte Ringe unter den Augen und seine Pupillen waren glasig und größer als normal. Ich kannte seinen Zustand gut.

„Dann weißt du ja auch, was ich vor habe.“

„Ja.“

Seine Stimme war leise, kaum mehr als ein Flüstern, doch es reichte aus, um ihn zu verstehen. Ich schwieg, irgendwie hatte ich das Gefühl, er wollte nicht das durchziehen, was ich geplant hatte. Irgendwie wusste ich, er würde nicht mitmachen. Ich hatte schon alles geplant, alles vorbereitet, doch ich wusste auch, alles war umsonst. Er redete nichts, er schaute mich nicht an und seine Hände fingen an zu zittern. Er griff nach seiner Hosentasche, holte etwas heraus, schluckte irgendwelche Tabletten. Seine Krämpfe ließen allmählich wieder nach.

„Hör mal, Amy, ich schaff das nicht. Ich kann nicht mehr.“

„Du versuchst es nicht.“

„Ach komm schon, bitte lass diese Vorwürfe.“

Ich wollte etwas erwidern, wollte ihn zurechtweisen, doch dann wurde mir klar, dass er Recht hatte und eh schon arm genug dran war. Also saßen wir wieder da und schwiegen uns gegenseitig an. Warum sagte er nichts? Warum sagte er nicht, dass er nicht mitmachen würde? Ich sah es doch in seinen Augen, ich wusste doch, dass er Schwierigkeiten hatte – ich wollte ihm doch nur helfen. Auf einmal erhob er das Wort,

ohne dass ich irgendetwas gesagt hatte.

„Ich wollte nur wissen wie es ist.“

„Ich weiß.“

Ich wusste es, doch er hatte es mir nie gesagt und es überraschte mich, dass er auf einmal so offen darüber sprach.

„Er hat gesagt, es würde mir helfen. Es war nicht seine Schuld.“

„Ich weiß.“ Was hätte ich schon anderes sagen sollen?

„Wenn die Krämpfe nachlassen, fühl ich mich eigentlich ganz ok.“

„Du kannst in diesem Zustand nicht weitermachen. Ich will dir helfen.“

„Ich weiß.“

Dann schwieg er wieder. Nach einigen Minuten erhob er wieder die Stimme:

„Amy..“

Jetzt kam es, ich kannte diesen Tonfall. Er würde mich zurechtweisen, würde mir sagen, dass es nicht ging.

„... Ich kann das nicht. Ich schaff es nicht, ich kann nicht mehr. Ich bin am Ende.“

„Aber was willst du tun? Lass dir doch helfen.“

„Du kannst mir nicht helfen, niemand kann das.“

„Das ist nicht wahr“, ich war den Tränen nahe. Ich wusste was er vor hatte. Doch so weit durfte es nicht kommen. „Du kannst doch nicht so weiterleben. Ich brauche dich“, meine Worte waren nur ein Flüstern.

„Welches Leben? Sieh mich an: Ich bin halb tot anstatt lebendig.“

Ein eiskalter Schauer lief mir über den Rücken, ich wollte nicht hören, was er sagte.

„Ich brauche dich eigentlich nicht. Ich komme gut allein zurecht, es klappt alles, mir geht es gut.“

Ich fing zu zittern an.

„Nein.. bitte sag das nicht.“

Nun begann er auch zu zittern, zuerst nur seine Hände, dann seinen ganzen Körper. Wieder griff er nach den Tabletten, nahm sie, schluckte sie. Das Zittern ging allmählich zurück, doch seine Hände zuckten immer noch. Er sah dass ich weinte.

„Nein, Amy. Ich hab es nicht so gemeint. Ich brauch das eigentlich nicht. Ich will nicht mehr so weiter machen.“ Er wusste nicht mehr, was er sagte, er widersprach sich selbst. Sein Zustand war schlimmer denn je. Es war erschreckend.

„Dann lass mich dir helfen.“

„Das kannst du nicht tun! Nein, Amy, nein!“, er schüttelte heftig seinen Kopf, ich spürte, dass etwas tief in ihm sich gegen ihn selbst sperrte. „Wenn dann müsste ich in eine Klinik, zu Experten, aber das kann ich nicht. Ich bin auf der Flucht.“

Ich stand unter Schock, auch wenn ich wusste, dass er es gewesen war.

„Ich war es.“

Ich schloss die Augen, fühlte wie die eiskalten Worte, die er sagte, sich durch meinen Körper und durch mein Blut schlängelten, bis sie meinen Verstand erreichten. Bevor sie das taten, wusste ich schon längst, was er sagen wollte. Ich wollte es nicht hören, ich wollte es nicht glauben.

„Ich muss gehen, es ist vorbei. Es tut mir leid.“

Er stand auf, nahm seine Jacke, ging zur Tür. Ich wollte ihn aufhalten, ich wollte schreien, wollte ihm hinterher rennen. Doch ich konnte nicht, ich saß wie versteinert da. Ich wollte nicht, dass es so weit kam, ich wollte nicht, dass das alles geschah.

„Bitte.. ich will dich nicht verlieren“, waren meine letzten Worte, doch die Türe fiel schon mit einem dumpfen Schlag zu.

Ich hörte, wie Lea von Oben runter kam und sich gegenüber von mir setzte. Ich startete

auf meine Tasse, wollte ihr nicht ins Gesicht blicken.

„Ist er weg? Hat es geklappt?“

„Ich werd ihn wieder sehen. Er wird nicht weg gehen. Er nicht, nein, er wird bleiben. Er wird mich nicht verlassen“, flüsterte ich, mein Kopf wurde schwer, es drehte sich alles, ich fühlte mich wie traumatisiert, doch ich hielt stand. Ich versuchte es und hielt durch. Doch irgendwann konnte ich nicht mehr, vergrub mein Gesicht in meine Hände und schluchzte erbitterlich.

„Er wird wieder kommen. Ich weiß es“, hauchte ich. Ich wusste, dass ich mich selbst belogen hatte, doch ich wollte das alles nicht glauben. Ich wollte nicht wahrhaben, was geschehen war.

Gedankenverloren lief ich nach Hause. Stille. Nur hier und da tropfte es von einer Regenrinne, von den Laternen oder von irgendwelchen Dächern. Während ich im dumpfen Schein der Straßenlaternen nach Hause lief, dachte ich darüber nach, was er gesagt hatte. Irgendwie konnte ich es immer noch nicht glauben. Lange Zeit hatte mich Lea in den Arm genommen, so gehalten, mein Herz getröstet, meine Seele gewärmt. Doch noch immer wollte ich schreien. Noch immer wollte ich alles aufgeben, alles um mich herum, mich verlieren, mich betrinken. Rauchen, Ritzen, egal. Irgendwas. Ich spürte meine dunkle Aura um mich, spürte mein schwarzes Herz ungleichmäßig schlagen. Ich wollte nicht mehr leben, wo ich doch wusste, was er getan hatte. Hatte er es schon getan? Würde er es wirklich tun? Hatte ich die Zeichen richtig gedeutet? Hatte ich seine Worte richtig verstanden? Tausend Fragen durchschwirrten meinen Kopf, doch mein Verstand wollte die Antworten nicht wissen.

Im Schein einer durchleuchteten Schaufensterscheibe blieb ich stehen. Ich sah mir den teuren Schmuck an, sah diese Zahlen. Früher waren solche Preise für mich normal gewesen – doch heute? Unvorstellbar.

Was sollte ich nur tun? Ich war verzweifelt. Ich erinnerte mich an Früher zurück, erinnerte mich an meine Kindheit. Ich hatte es nie schwer, und doch... hatte ich etwas in meiner Kindheit verpasst. Ich hatte alles bekommen was ich wollte. Spielzeug, Kleider, Möbel. Ich hatte Freunde, ich war beliebt, ich war eben die „Prinzessin“ in der Familie. Ich war bekannt, berühmt, ich stand oft im Rampenlicht. Nur eines habe ich vermisst, was meine Freunde und meine Familie niemals verstanden hatten: Liebe. Aufmerksamkeit, Vertrauen, Zärtlichkeit. Dann kam der Punkt, an dem alles zerfiel. Als Gefangene in meiner eigenen Traumwelt verlor ich alles. Mein Märchen zerbrach, die Scherben fielen klirrend auf den Boden und keiner wollte sie wegkehren. Keiner wollte den Boden wieder säubern. Bis ich schließlich von einer Scherbe in die Nächste getreten war. Bis ich blutend, allein und total fertig am Boden lag. Doch keiner wollte mich hören, keiner wollte sehen, was wirklich geschehen war. Dass unsere Familie zerriss. Und als ich nicht mehr so bekannt war, als alles publik wurde, verließ mich ein Freund um den anderen. Und ich war wieder allein. Allein – in dem kalten Zimmer, und die Einsamkeit wollte nicht schwinden, sie übernahm mich, wurde größer, bis ich schließlich jegliches Selbstbewusstsein, jegliches Vertrauen in meine Mitmenschen, in meine eigene Familie, meine Eltern verloren hatte. Meinem Bruder ging es ganz genauso wie mir.

Langsam und fast mit Gewalt löste ich mich von dem Schaufenster, deren Diamanten und Juwelen, deren Glanz mir noch lange Zeit in den Augen widerspiegelte. Wie gerne würde ich jetzt in eine völlig fremde Welt flüchten.

Ich hatte Angst. Nicht etwa Angst davor, alleine nach Hause zu laufen. Nicht davor, dass mir irgendjemand etwas antun wollte, mich überfallen, entführen, verprügeln,

vergewaltigen oder sogar umbringen wollte. Ich hatte Angst vor dem, was mich zu Hause erwartete. Doch.. zu Hause – was heißt das schon? Ist zu Hause denn nicht eigentlich ein Ort, an dem sich glücklich fühlt? An dem sich geborgen, verstanden, beschützt und sicher fühlt? An dem man Willkommen ist? An dem jemanden für einen wartet – und sei es nur sein eigenes Spiegelbild? Ich hatte nie das Gefühl, irgendwo glücklich zu sein. Ich konnte mein eigenes Spiegelbild nicht sehen.

Meine Mutter hätte jetzt gesagt, ich solle nicht allein nach Hause gehen. Es könnte schließlich gefährlich sein. Vielleicht hätte sie damit Recht, doch was heißt gefährlich schon? Eigentlich lebt man doch jede Minute, jede Sekunde, an jedem Ort, zu jeder Zeit in Gefahr. Nur ist man sich dessen vielleicht nicht immer bewusst. Sie wollte mich immer vor allem Schützen. Ich durfte alles kleines Kind nie ans Telefon gehen, wenn ich allein war – geschweige denn an die Haustüre. Sie ließ mich auch nur sehr selten draußen auf der Straße – oder auf dem Gehweg spielen. Ich musste immer im Haus sitzen, mit meinen Spielsachen spielen, die sie mir gekauft hatte. Und während ich zum zehnten Mal meine Barbiepuppe anders anzog, hörte ich draußen, wie andere Kinder sich im Dreck wühlten, im Sandkasten spielten und lachten.

Nur weil ich so verdammt überbeschützt wurde, hatte ich nie erfahren, was wirklich wichtig ist im Leben. Heute weiß ich es – natürlich. Aber früher war ich ein kleines Mädchen, das immer nur spielte, schlief, aß, spielte, schlief, aß... und jeden Wunsch erfüllt bekam. Man könnte sagen, ich bin ein riesengroßes Sprungbrett hinaufgeklettert, habe heruntergeschaut, jemand hat mich losgelassen und ich bin von der Höhe in die Tiefe gefallen – nur dass das Becken in das ich fiel, kein Wasser in sich hatte, keinen Schutz – und ich auf den knallharten Boden der Realität – des wirklichen Lebens - knallte. Die Verletzungen sieht man heute noch.

In meine Gedanken vertieft, stand ich plötzlich vor dem Haus, in dem ich meine Wohnung hatte. Ich blieb noch eine Weile stehen, sah wie in Trance zu dem Hochhaus hinauf. Erst als ein älterer Mann, der die Fußgängerzone entlang lief, stehen blieb und mich fragte, ob alles in Ordnung sei, nickte ich und drehte den Schlüssel im Schloss herum, obwohl alles in mir drin sich dagegen sperrte. Ich lief das Treppenhaus hinauf. Als ich oben ankam, keuchte ich erstmal. Ich hasste diese Treppen. Einen Aufzug gab es keinen, es war ein altes Gebäude, in dem vorwiegend Arbeitslose, Penner und arme Familien wohnten. Ich schloss die Wohnungstür auf und ein Gestank von Alkohol wehte mir entgegen. Ich rümpfte die Nase und stieg vorsichtig über einen Haufen von leeren Flaschen, die im Flur lagen. Bacardi, Wodka, Asbach, Jack Daniels, Bierflaschen. Hatte er die etwa alle allein ausgetrunken? Ich streifte meine Stiefel von meinen Füßen, warf sie achtlos in die Ecke und ging den Flur entlang, aufs Wohnzimmer zu. Mein Herz klopfte laut, ich hörte die Holzdielen knarren bei jedem Schritt, den ich machte. Meine Hände zitterten, mein Kopf pochte, mein Atem raste. Ich wollte seinen Namen rufen, doch ich konnte nicht. Ich wusste, er würde nicht antworten. Dann stand ich im Wohnzimmer, die Augen weit aufgerissen, starr vor Schreck, gelähmt. Mein Gesicht wurde fahl und ein gellender Schrei entglitt mir, den man wohl im ganzen Haus gehört haben musste. Ich sank auf die Knie. Ich fasste mir ans Herz, meine Tränen rannten mein Gesicht herunter, als ob sie irgendwo Zuflucht suchten. Ich schrie mir allen Schmerz aus der Seele, doch ich konnte nicht aufhören. „Nein! Nein! Das durfte nicht wahr sein!“ – „Aber du hast es doch gewusst.“ – „Neeeiin!“ – „Du hast gewusst, dass es soweit kommen würde.“ – „Aber doch nicht so brutal! Nein! Ich will es nicht mehr sehen!“ Meine Gedanken schwirrten, während ich zuhörte, wie ich mit mir selber redete. Wie ich schrie und tobte. All das Blut.. ich wollte es nicht wahrhaben. Ich wollte es nicht mehr sehen!

Da hing er – hatte sich davor noch den Arm aufgeschlitzt, das Blut offenbar gesammelt,

in einem Gefäß, sich danach erhängt – doch zuvor noch mit seinem eigenen Blut an die Fensterscheiben folgende Worte geschrieben: „Ich sagte doch, dass ich nicht mehr so weiter leben kann. Es tut mir leid, kleine Schwester. Ich liebe dich, vergiss das nie!“

Niadala erwachte wieder aus Amy's Erinnerung. Sie war schockiert. Alle Gefühle, die das Mädchen gehabt hatte, waren überaus negativ. Sie waren dunkel, kalt, verletzt. Amy's Einsamkeit kroch Niadala's Haut hoch und sie spürte, wie die Kälte sie übernahm. Dies war wohl einer der Momente, die am wichtigsten und am bedeutensten für Amy gewesen waren. Der Absturz in die Tiefe wurde durch diesen tragischen Vorfall, der ihr Bruder erlitt, nur noch mehr bestätigt. Doch noch längst kannte sie nicht Amy's gesamte Geschichte und viele Erinnerungen waren zu verworren, zu sehr durcheinander, um sie richtig zu deuten. Niadala wusste nur eines: Wenn sie Amy's Seele berühren wollte, musste sie deren gesamte Geschichte kennen. So blieb ihr wohl nichts anderes übrig, als alle Erinnerungen, die für Amy wichtig schienen, anzusehen, sich daraus ein Bild zu machen und diese Erinnerungen letztendlich wie ein Puzzle zusammen zu fügen. Doch die Zeit drängte, das Tageslicht verwandelte sich erneut in hüllende Dunkelheit und ein Tag nach dem anderen verstrich.

Amy's Gedanken waren für Niadala wie ein Tagebuch, bei dem einige Seiten rausgerissen wurden, und in ein völlig anderes Kapitel, eine völlig andere Zeit gedrängt wurden. Es war zum zweifeln und doch wusste Niadala, die Seiten des Tagebuchs waren der einzige Schlüssel, der ihr dazu verhelfen würde, Amy zu verstehen und an ihre Seele, an ihre Existenz heranzukommen.

Ich saß auf dem Bett, starrte vor mich hin. Die Zeit verstrich, ich wusste nicht wie spät es war. Meine Gedanken lösten sich von meinem Verstand, schwirrten in dem kalten, einsamen Raum herum, als wären es nicht die meinigen.

Mein Bruder – warum? Warum hatte er mir das angetan? Was sollte ich jetzt tun? Ich war allein. Sollte ich zu Lea gehen? Sie hatte doch selber Kinder, für die sie sorgen musste und sie hatte ja auch wenig Geld. Geld – ja, das war der Punkt. Ich brauchte Geld, sonst würde ich nicht überleben. Sonst würde ich in ein Heim müssen. Oder zurück zu meinen Eltern? – Meine Eltern! Ich musste es ihnen sagen, ich musste ihnen sagen, was passiert war. Doch wo waren meine Eltern? Wer sind meine Eltern? Hatte ich je Eltern gehabt?

Meine Gedanken verworren sich und je mehr Fragen ich mir selbst stellte, desto schlechter fühlte ich mich. Dann fiel mir ein, dass Matt etwas von 5000 Euro geredet hatte, er hätte sie geklaut. Er hätte sie irgendwo im Haus versteckt, er sagte mir auch wo, doch ich wusste es nicht mehr.

Ich stand auf und lief im Zimmer hin und her. Ich musste irgendwas tun, irgendwas. Doch mir fiel nichts ein. Also lief ich weiter durchs Zimmer, bis ich die Vase stehen sah. Ohne groß nachzudenken, packte ich sie, mitsamt der kleinen Lilie darin und schmiss sie mit voller Wucht gegen den Spiegel. Mir entglitt ein Schrei der Wut, während die Scherben klirrend zu Boden fielen. Ich sank auf die Knie, erstaunt über mich selbst, über meinen Wutausbruch. Ich starrte mein zerbrochenes Spiegelbild an und sah mein verletztes Ich. War das ich? War das wirklich ich? Ein blasses Gesicht blickte mich an, Augenringe, die Pupillen glasig. Hier und da ein paar Schrammen, ansonsten war meine Haut etwas dreckig. Dunkelbraune, fast schwarze Haare fielen von meinen Schultern, in meinen tiefbraunen Augen war das sonst so vertraute Leuchten erloschen. Traurig und müde sah ich aus und ich erkannte mich kaum wieder. Schwarze Kleider zeichneten meine schlanke Figur ab. Alles an mir war eigentlich normal, und doch so anders. Ich stand wieder auf,

setzte mich wieder auf's Bett, wandte den Blick von den Scherben ab und schaltete den Fernseher ein. Nachrichten.

„Gestern Abend, am 13.04. wurde ein junger Mann tod aufgefunden. Es deutet alles darauf hin, dass er durch einen grausamen Selbstmord sein Leben beendet hatte. Er wurde etwa 2 Stunden nach seiner Tat von seiner Schwester gefunden, die spät in der Nacht nach Hause kam. Der junge Mann war gerade mal 17 Jahre alt. Er wusste offenbar keinen Ausweg mehr. Er wohnte alleine mit seiner 2 Jahre jüngeren Schwester, zu seinen Eltern hatten sie offenbar keinen Kontakt mehr. Nachdem er sich den Arm aufgeschlitzt hatte, um mit seinem eigenen Blut eine Nachricht an seine Schwester an die Fensterscheiben zu schreiben, hatte er sich mit einem Seil an der Wohnzimmerlampe erhängt. Die Polizei ist sich mittlerweile ziemlich sicher, dass es sich um den Sohn eines großen Geschäftsmannes handelte. Er war der gesuchte Mörder zweier Jugendlichen, ein 14-Jähriges Mädchen und ein 16-Jähriger Junge. Außerdem hatte er starke Drogenprobleme und war schon des Öfteren mit der Polizei in Konflikt geraten, unter anderem hatte er auch mehrere tausend Euro aus verschiedenen Häusern geklaut. Das Geld konnte derzeit noch nicht aufgefunden werden und die Schwester des Toten wollte keine Aussage zu all dem machen. Es wird in nächster Zeit noch dagegen vermittelt.“

Ich schaltete den Fernseher wieder aus, ich wollte mir das nicht länger anhören. Mein Bruder – ein Mörder haben sie ihn genannt. Er hatte zwei Jugendliche umgebracht. Ich wusste, dass er es war, aber ich wollte es nie glauben. Mein Bruder war kriminell gewesen, er hatte Drogen genommen. Nein – nicht nur das. Drogen, Alkohol, er hatte gestohlen, er hatte gemordet. Was war nur mit ihm passiert?

Ich konnte nicht mehr und fing erneut an zu schluchzen. Ich heulte, bis ich keine Tränen mehr hatte. Diese Leute im Fernsehen sprachen von meinem Bruder, als ob er ein Schwerverbrecher gewesen wäre. Doch sie verstanden nichts, sie sahen nicht die Hintergründe dieses ganzen Befangens. Sie sahen nur einen Mörder, sie sahen nicht einen verzweifelten Menschen. Sie urteilten über uns, ohne uns zu kennen, ohne dass sie nachfragten, ohne dass sie wussten, welches Leid wir erfahren hatten. Natürlich rechtfertigt nichts, was mein Bruder getan hat. Aber deswegen müssen sie uns doch nicht wie widerliche kleine Insekten behandeln! Doch das war schon immer so, seit wir von zu Hause abgehauen waren. Am schlimmsten war es, als wir auf der Straße gelebt hatten. Ich werde vielleicht mein Leben lang so behandelt werden. Als ob ich nichts wert wäre. Bin ich etwa nichts wert? Wer bin ich schon? Es gibt sicherlich Menschen, die schlimmer als ich dran sind, also sollte ich mich zusammen reißen. Doch ich wollte nicht mehr, ich konnte nicht mehr. Ich wünschte nur, diese Stimme in meinem Kopf, die in mir drin so laut schreite – die ganze Zeit über – wäre endlich still. Doch ich durfte mich nicht verlieren, ich darf nicht das gleiche tun, was mein Bruder tat. Ich hatte es Lea versprochen. Ich hatte es auch Dylan versprochen. Wieso nur? Wieso nur hatte sich mein Bruder umgebracht? Jetzt war ich wieder allein, ganz allein.

Eine Weile lag ich noch auf dem Boden, neben den Scherben und dachte über alles nach. Stellte mir Fragen, die unwichtig waren, gab mir Antworten, die nicht richtig waren und irgendwann war ich wieder so weit, dass ich in dieses schwarze Loch fiel. Ich kam nicht mehr heraus, so sehr ich es vielleicht versuchte – denn innerlich grub ich mich immer mehr in dieses Loch. Nach einiger Zeit nahm ich einen der Scherben in die Hand und sah auf meine Unterarm. Narben zeichneten sich ab, sie waren nicht tief, sie waren nicht groß, man sah sie nur schwach – aber sie waren da. Zitternd nahm ich die Scherbe, stach in meine Haut und fuhr damit meinen Unterarm entlang. Immer und immer wieder. Ich wusste, ich sollte das nicht tun, doch ich tat es. Mir war es egal, was die anderen wieder sagen und denken würden, mir war alles egal. Es zählte nur der Schmerz, ich spürte wie

er meine Seele auffraß und ehe ich mich versah, rannte mein eigenes Blut meinen Unterarm herunter. Ehe ich mich versah, hatte ich es erneut getan. Ich hatte mir wieder selbst Schmerzen zugefügt. Ich hatte mich wieder geritzt.

Der Himmel weinte, der Regen fiel, als wollte er alles wegwischen – doch die Narben des Verlustes blieben. Ich saß vor dem Fenster und schaute nach draußen. Um meinen Arm hatte ich einen fetzen Stoff, notgedrungen als Verband genutzt, gebunden. Ich hörte dem unaufhaltsamen Prasseln zu, gleichmäßig, ruhig und traurig. Als würde sich diese Traurigkeit in meinen Augen widerspiegeln, liefen Tränen über mein Gesicht, die genauso unaufhaltsam waren. An der Tür klopfte es wie wild. Ich ignorierte es. Ich zog die Beine an, legte die Arme darum und sah hinaus. Zusammengekauert beobachtete ich einige Kinder, die gelbe Regenjacken an hatten und im Matsch rumtobten und lachten. Warum nur hatte ich versagt?

Das Klopfen an der Tür wurde mit einem Mal lauter.

„Hallo? Ist hier jemand?“

Die Worte drangen nur leise durch den Türspalt zu mir.

„Können sie bitte die Türe aufmachen, Mrs. Armstrong? Wir wissen, dass sie da drinnen sind, wir haben sie am Fenster stehen sehen! Wir sind von der Kriminalpolizei, wir hätten gern noch einige Fragen disbezüglich ihres Bruders! Hallo? Hören sie uns nicht?“

Wider Willen stand ich auf, schob den Riegel der alten Türe vor, öffnete sie einen Spalt, spähte hinaus. Draußen standen zwei Männer, sie waren normal gekleidet, keine Uniformen. Sie sahen etwas verwirrt aus.

„Tut mir leid, im Augenblick ist es ungünstig.“

Das war alles was ich sagte, bevor ich ihnen einen Blick zuwarf, der sie annehmen ließ, dass ich über ihre Störung keineswegs erfreut war und schlug ihnen die Türe mit einem lauten Knall vor der Nase zu. Ich schob den Riegel wieder vor, schloss dreimal ab, nur damit sie auch wirklich merkten, dass ich die Nase gestrichen voll hatte. Polizisten, Beamte, Geschäftsleute, Reporter, Ärzte, gaffende Nachbarn und sonstige schaulustige Leute – alle waren sie gekommen, jeder hatte Fragen gestellt. Verstanden denn diese Leute nicht, dass man allein sein will, wenn man jemand verloren hatte, der einem am Herzen lag? Sollen sie doch alle zum Teufel fahren – mitsamt ihren Unterlagen, Durchsuchungsbefehlen, Fragen und besorgten Blicken. Mitleid brauchte ich jetzt keines. Das würde nur alles noch schlimmer machen. Ich wollte nur allein sein.

Die nächsten Tage waren die Hölle. Ab und zu brachte mir Lea was zu essen, doch ich konnte nichts essen. Auch Dylan kam vorbei, sagte mir, wie Leid es ihm täte und dass er das alles nicht gewollt habe – doch ich wollte ihn nicht sehen. Ich spürte dennoch, dass Lea und Dylan sich Sorgen machten, also gewährte ich ihnen wenigstens eine Weile meine Gesellschaft, auch wenn wir nicht viel sprachen. Lea sagte mir, sie hätte versucht meine Eltern über alles zu verständigen, doch es wäre erfolglos gewesen.

„Sie sind einfach nicht zu erreichen. Niemand scheint zu wissen, wo deine Eltern sind.“

Das war mir klar. Seit damals, als alles in die Brüche gegangen war, waren beide wie vom Erdboden verschluckt gewesen. Meine Mutter war abgehauen – hatte uns im Stich gelassen. Sie hatte uns einfach bei unserem Vater gelassen und hatte sich nicht überlegt, welche Ausmaße ihr Handeln haben würde. Oder aber war es ihr egal gewesen. Später sind ich und mein Bruder von zu Hause abgehauen, wie hielten es nicht mehr aus – und schließlich sei auch mein Vater abgehauen und soll seither ebenfalls unauffindbar gewesen sein.

Manchmal fragte ich mich, ob das wirklich so war. Konnten zwei Menschen denn derart

von der Bildfläche verschwinden, dass es niemand gab, der sich an sie erinnerte, außer den eigenen Kindern? Obwohl, immer wenn ich versuchte, mir meine Eltern genau vorzustellen, schienen sich ihre Gesichter nur spärlich in meinen Gedanken zu bilden. Fast so, als hätte jemand die Erinnerung an ihre äußerliche Existenz ausgelöscht. Außerdem hatte man die Auskunft angerufen, Nachbarn befragt, man hat nach ihnen gefandelt, wirklich jedem Detail war man nachgegangen, doch nirgends hat man sie gefunden. Mittlerweile hab ich die Hoffnung aufgegeben und manchmal wünschte ich, es hätte sie gar nicht gegeben, denn dann würde es nicht so verdammt weh tun, zu wissen, dass sie irgendwo da draußen sein mussten, aber doch unauffindbar und dazu der Gedanke, dass sie uns einfach im Stich gelassen hatten, fraß einem innerlich das Herz auf.

An diesem Tag, an dem Lea zu mir kam – Dylan war gerade gegangen, weil er merkte, dass seine Gesellschaft mir nicht unbedingt gut tat – und mir erzählte, dass sie versucht hatte, meinen Vater zu verständigen und der Versuch erfolglos blieb, war wieder einer dieser Tage, an dem ich das Gefühl hatte, alles würde zerbrechen. Ich glaubte fast, es gäbe keinen weiteren Grund mehr, auf der Welt sein zu dürfen, und es hätte keinen Sinn mehr zu Leben, weil jede Hoffnung schwindete – weil ich nicht wusste, wofür ich noch leben sollte. Ich hätte mich beinahe wieder geritzt, aber Lea hatte mich daran gehindert und mich zur Rede gestellt. Sie machte mir etwas zu essen, während ich schweigend am Esstisch saß und vor mich hin starrte.

„Ach ja, ich war heute bei meinem Vater“, sagte Lea, stellte mir das fertige Gericht vor die Nase, dass ich teilnahmslos anblickte.

„Und?“

Ich wusste dass Lea sich mit ihrem Vater nur gezwungenermaßen gut verstand, in den Augen von ihrem Vater war Lea eine Versagerin. Mr. Fountain war ein reicher, gut angesehener Mann und er hätte Lea sein ganzes Geld und Vermögen vermacht, hätte sie denjenigen geheiratet, der für sie vorbestimmt gewesen wäre – ein ebenfalls reicher Mann. Doch Lea hatte sich unter dem Zorn ihrer Eltern gegen das Geld entschieden und einen mittelständigen Mann geheiratet, sich von ihm schwängern lassen, bis es schließlich doch zu Ende ging und ihr Mann sie verlassen hatte. Das gleiche passierte ihr zwei Jahre später, von dem sie dann ihre nächsten drei Kinder bekam – und auch der verließ sie. Trotz allem jedoch liebte Lea ihre Eltern, genauso umgekehrt – so also hatte Mr. Fountain seiner Tochter verziehen – das Geld jedoch hatte er nicht rausgerückt – so also hatte sie einen steinreichen Vater, aber selbst war sie arm. Deswegen redete sie auch nicht gerade oft über ihren Vater, geschweige denn, dass sie ihn besuchte.

„Ich musste etwas geschäftlich klären. Er ist bereit mir einen Teil vom Erbe jetzt schon zu geben, auch wenn es nicht viel ist.“

„Klingt doch nicht so schlecht – dann hat er es endlich eingesehen?“

„Ich musste ihn mehr dazu zwingen – aber dazu später. Da gibt es etwas, dass mich mehr beschäftigt.“

„Was denn?“, ich nahm letztendlich doch Messer und Gabel in die Hand, begann zu essen und hörte aufmerksam zu, was Lea zu berichten hatte.

„Als ich in das Büro meines Vaters ging, kam mir ein merkwürdig gekleideter Mann entgegen. Als ich nachfragte, wer das gewesen sei, sagte mein Vater, der Mann kenne er nur aus früheren Zeiten und sie hätten etwas wichtiges zu klären gehabt.“

„Weißt du auch was?“

„Ja. Mein Vater sagte, der Mann habe nach dir gefragt.“

Ich verschluckte mich als ich hörte was Lea gesagt hatte, ich musste husten und als ich mich wieder beruhigt hatte, starrte ich Lea ungläubig an. Es wunderte mich, dass Lea's Vater sich an mich erinnerte, wobei er mich nur einmal flüchtig gesehen und mich kaum

wahrgenommen hatte – aber noch mehr wunderte es mich, dass gerade ein Mann, mit dem Lea´s Vater zu tun hatte, mich sprechen wollte.

„Was? Wieso wollte der Mann mich sprechen?“

„Das wollte mir mein Vater leider nicht sagen. Aber er sagte mir, dass ich dir sagen soll, dass der Mann morgen Abend bei dir vorbeikommen wolle.“

„Danke für die Auskunft. Was der Mann wohl von mir will?“

„Ich hab keine Ahnung. Aber was auch immer er will, bitte versprich mir, dass du auf dich aufpasst.“

Ich nickte.

„Ja, werd ich. Mach dir keine Sorgen.“

Noero. Ein seltsamer Name, dachte ich beiläufig. Doch der Name passte zu ihm. Er trug einen bodenlangen, schwarzen Mantel – und eigentlich war er von oben bis unten schwarz gekleidet. Seine schwarzen, langen Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden, es passte zu seinem sonstigen äußerlichen Erscheinen und irgendwie hatte es etwas geheimnisvolles und unheimliches an sich. Doch am erstaunlichsten waren seine Augen. In den schwarzen Augen glaubte ich ab und zu ein dunkles Lila aufleuchten zu sehen, wobei ich mir nicht ganz sicher war, ob das wirklich sein konnte.

Der Mann kam durch die Wohnungstüre geschritten und als er an mir vorbei lief, schlug mein Herz auf eine merkwürdige Art etwas schneller als gewöhnlich. Trotzdem ich den Mann noch nie gesehen hatte und er mir völlig fremd war, spürte ich etwas Vertrautes, dass ihn umgab.

Er stellte sich vor, sagte nur seinen Vornamen. Ich bat ihn doch im Esszimmer Platz zu nehmen. Er nahm das Angebot an, setzte sich und sah sich mit seinen eiskalten schwarz-lila Augen misstrauisch um. Auf der einen Seite war ich gespannt, was der Mann von mir wollte – auf der anderen Seite wusste ich nicht, ob ich ihm trauen konnte.

„Darf ich fragen, was Sie von mir wollen?“, fragte ich höflich aber bestimmt.

Er sah wieder zu mir, schien zu schmunzeln, griff in seine Manteltasche und holte einen Brief heraus. Er warf ihn auf den Tisch und schob ihn mir zu.

„Den Brief hier soll ich dir von deinem Vater geben.“

Mir stockte der Atem. Hatte ich richtig gehört? Von meinem Vater?